



*** Sperrfrist: 22. November 2010, 11.00 Uhr ***
- Nicht vor Einbringung ins Plenum -
*** Es gilt das gesprochene Wort ***

**„Seid so unter euch gesinnt,
wie es auch der Gemeinschaft
in Christus Jesus entspricht“**

Bericht vor der Landessynode
der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern

Neu-Ulm
21. – 25. November 2010

von Landesbischof Dr. Johannes Friedrich

GLIEDERUNG

I. „..... wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht “

Geistliche Gemeinschaften	3
1. Geistliche Gemeinschaften in einer Evangelisch-Lutherischen Kirche.....	3
2. Die Geschichte der Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften.....	4
3. Die unterschiedlichen geistlichen Gemeinschaften innerhalb der ELKB	6
3.1. Übersicht über die geistlichen Gemeinschaften innerhalb der ELKB.....	6
3.2. Communität Casteller Ring auf dem Schwanberg.....	8
3.3. Communität Christusbruderschaft Selbitz.....	9
3.4. Evangelischer Konvent Kloster Heilsbronn.....	10
3.5. Puschendorf	10
3.6. Diakoninnen- und Diakonengemeinschaft Rummelsberg.....	11
4. Die Bedeutung der geistlichen Gemeinschaften für Kirche und Gesellschaft	11
4.1. Bedeutung der geistlichen Gemeinschaften für die Kirche.....	11
4.2. Bedeutung der geistlichen Gemeinschaften für die Gesellschaft.....	12
4.3. Bedeutung der geistlichen Gemeinschaften für die Ökumene.....	13

II. „Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht “

14

1. Rückblick auf den ÖKT	14
2. Tagung des Lutherischen Weltbunds in Stuttgart.....	16
3. Weltbibelkonferenz.....	16
4. Das Kairospapier	17
5. Besuch der Partnerkirchen in Mittelamerika.....	18
6. Präimplantationsdiagnostik	19
7. Zusammenleben von Christen und Muslimen in Deutschland am Beispiel Penzberg	21
8. Christen und Juden – Änderung der Verfassung der ELKB	22
9. Bündnis für Toleranz	23
10. Zusammenleben homosexueller Pfarrerrinnen und Pfarrer im Pfarrhaus.....	24
11. Dekanatsbesuche.....	24
12. Staatsleistungen.....	24
13. Immobilienprojekt – Kirchenbau nach 1945.....	25
14. Lutherdekade – Jahr der Taufe	26
III. Schlussbemerkung	26

„Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht.“

**Bericht vor der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern
Landesbischof Dr. Johannes Friedrich**

I. „.... wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht “ Geistliche Gemeinschaften

1. Geistliche Gemeinschaften in einer Evangelisch-Lutherischen Kirche?

Sehr verehrte Frau Präsidentin, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

ein Verlust von 13 Prozentpunkten innerhalb eines Jahres – das ist hart. Ob für einen Unternehmer, für eine Partei oder für ein privates Vermögen, so ein Verlust schmerzt. Von 51 Prozent auf 38 Prozent ist das Vertrauen der Deutschen in die Kirchen gesunken. So war es vor eineinhalb Wochen in der Freitagsausgabe der „Leipziger Volkszeitung“ zu lesen. Demnach ist das Vertrauen der deutschen Bevölkerung in die Polizei mit 82 Prozent mehr als doppelt so hoch wie in die Kirchen. Auch die Bundeswehr genießt nach dieser Umfrage des Leipziger Instituts für Marktforschung überdurchschnittliches Vertrauen (63%) und mittlerweile haben selbst die Gewerkschaften in dieser Umfrage mit 48 Prozent die Kirchen bei der Frage nach dem Vertrauen überholt.

Das sind für mich alarmierende Zeichen. Zwar gibt es auch ganz andere Befragungen, in denen die Prozentzahlen wesentlich höher sind, insbesondere bei der Evangelischen Kirche, aber diese Umfrage schmerzt dennoch. Es ist nicht entscheidend, auf welche Konfession sich dieser Vertrauensverlust in erster Linie konzentriert. Allein die Tatsache, dass wir als diejenigen, die die christliche Botschaft in der Welt verkünden sollen und zu deren ureigensten Bestandteilen Glaube und Vertrauen gehören, nicht mehr das von uns propagierte Vertrauen genießen, ist mehr als problematisch.

Vermutlich denken Sie nun: „Welch ein negativer Einstieg in den Bischofsbericht – immer dieses defizitäre Denken.“ Und vielleicht werden Sie sich jetzt auch fragen, warum ich ausgerechnet mit diesem Thema des „Vertrauensverlusts“ gegenüber den Kirchen den Bericht über mein Jahresthema „Geistliche Gemeinschaften“ beginne.

Scheinbar haben die Kirchen in den vergangenen Jahren zu wenig dafür getan, damit Vertrauen bei den Menschen bestehen und wachsen kann. Vielleicht haben wir zu sehr auf äußere Entwicklungen, und gesellschaftliche Themen geachtet, anstatt auch nach innen zu hören und uns auf unsere Mitte und auf die Gemeinschaft der Glaubenden untereinander zu konzentrieren.

„Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht“.

Diese Aufforderung aus dem Philipperbrief, Kapitel 2, Vers 5, habe ich als Überschrift über meinen heutigen Bericht gewählt. Zum einen als klare Aufforderung an uns, unser Leben, unser Denken, Reden und Handeln an der Gemeinschaft in Jesus Christus auszurichten und zum anderen auch als Korrektiv in der Betrachtung von Entwicklungen in unserer Kirche und in der Gesellschaft.

Die geistlichen Gemeinschaften und Kommunitäten, die ich im Laufe des vergangenen Jahres besuchen konnte, und die Menschen aus den verschiedenen Gemeinschaften, denen ich begegnet bin, leben entsprechend der Gemeinschaft in Jesus Christus. Sie haben die Mitte und den Grundgehalt ihres Glaubens im Blick und sind damit als Christen glaubwür-

dig und überzeugend. Ihr Leben hat dadurch für mich Vorbildcharakter für uns alle. Ich sehe in den Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften Gnadenorte, die für die Menschen unserer Kirche und in unserer Gesellschaft zu Oasen in unserer hektischen und vom Vertrauensverlust geprägten Welt werden können. Es sind Orte, an denen Vertrauen und Glaube neu wachsen können.

Die vielen Begegnungen und Erfahrungen im vergangenen Jahr haben mir das bewusst vor Augen geführt. Ursprünglich war ich der Meinung, dass es ganz unmöglich ist, klösterliche Gemeinschaft und evangelisch-lutherisches Profil zusammen zu bringen.

„Geistliche Gemeinschaften, klösterliches Zusammenleben, ist das nicht für einen überzeugten Protestanten ein Widerspruch in sich?“, so mag sich mancher in unserer Kirche fragen.

Und man könnte sich weiter fragen, was wohl Martin Luther zu evangelisch-lutherischen Kommunitäten und Gemeinschaften gesagt hätte. Ich könnte mir vorstellen, dass er wohl erst etwas erstaunt gewesen wäre, aber wohl in einem zweiten Schritt den großen Schatz seiner evangelischen Gemeinschaften, sei es der zölibatär lebenden oder auch der anderen Gemeinschaften, durchaus erkannt und gelobt hätte, jedenfalls dort wo diese nach dem Evangelium leben und „Christum treiben“.

Die Geistlichen Gemeinschaften, die wir in unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern haben, sind ein ganz wesentlicher Bestandteil unseres protestantischen, unseres lutherischen Profils. Sie zeigen deutlich, was es heißt, in der Nachfolge Jesu Christi zu leben und tun dies überzeugend in einer ganz besonderen Lebensgemeinschaft. Das habe ich bei meinen Besuchen und darüber hinaus auch bei den Begegnungen mit Menschen, die in diesen Gemeinschaften leben, deutlich gespürt und erlebt.

2. Die Geschichte der Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften

Im nun folgenden Abschnitt möchte ich die geschichtliche Entwicklung von Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften in den Blick nehmen, um zu verdeutlichen, wie es zur Entstehung unserer heutigen evangelischen Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften in Bayern gekommen ist.

Zu Beginn des Christentums hatte sich im Laufe der Jahrhunderte eine vierfache Sozialgestalt der Kirche herausgebildet: es gab die universale, weltumspannende Kirche; die regionale Kirchenform, sowie die Ortsgemeinden und schließlich dann auch die Orden und Klöster. Alle vier Formen sind aufeinander bezogen und ergänzen sich.

Während im Mittelalter der Schwerpunkt bei der Universalkirche und den Klöstern lag, setzten die Reformatoren den Schwerpunkt bei den Kirchengemeinden als Parochien. Für die Reformatoren war die Ortsgemeinde das ekklesiologische Modell. Kirche ist dort, wo das Evangelium rein gepredigt wird und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden, wie es im Augsburgischen Bekenntnis heißt.

Die sichtbare Universalkirche wurde nun eher zur „unsichtbaren“ Kirche. Das örtliche Zentrum des gelebten Glaubens war nicht mehr primär das Kloster des Mittelalters. Es wurde abgelöst durch die Gemeinde und die Familie als Hauskirche und fand seinen Niederschlag auch im Beruf, in der Gesellschaft und im Alltagsleben.

Bei Luther lag das Zentrum christlichen Lebens in der Familie. Der Glaube musste sich über die Familie hinaus auch im Beruf und in der Gesellschaft bewähren. Und so zeichnete sich eine evangelische Frömmigkeit in erster Linie auch durch ihre Alltagstauglichkeit ab.

Luther selbst hatte eigentlich nichts gegen geistliche Gemeinschaften, aber dafür umso mehr gegen deren Pervertierung und die Ideologie, eigentlich nur in ihnen sei das Christentum angemessen zu leben. Daraus erwuchs in der Folge eine nahezu völlige Ablehnung der geistlichen Gemeinschaften im Protestantismus.

Wie kam es nun nach Luthers Klosterkritik zur Entstehung von evangelischen Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften?

Schon zu Luthers Zeiten bildeten sich geistliche Gemeinschaften im evangelischen Bereich heraus, die vor allem im sog. linken Flügel der Reformation entstanden. Diese ersten evangelischen Gemeinschaften waren vermutlich für viele noch in der katholischen Tradition verhafteten Menschen ein Ersatz für das durch die verschiedenen Reformbestrebungen in den Kommunen und in den Klöstern selbst verdrängte Klosterwesen.

Jedoch finden sich auch schon bei Luther und Martin Bucer in Strassburg Ansätze zu neuen Formen geistlicher Gemeinschaften. Es schienen sich aber aus der Sicht Luthers nicht die passenden Personen für diese Gemeinschaften gefunden zu haben, deren Zusammenleben die Anfragen überwinden könnte, die durch die Reformation gestellt waren.

Erst ab dem 18. Jahrhundert konnten sich Ansätze neuen kommunitären Lebens zum Teil dauerhaft entfalten.

Die Erinnerung an Klöster und Orden als eine mögliche Lebensform war seit der Reformationszeit in den evangelischen Kirchen Mitteleuropas nie ganz vergessen worden. Immer wieder gab es Versuche, Formen eines gemeinsamen geistlichen Lebens zu gestalten, so etwa die „Pilgerhütte“ von Gerhard Tersteegen im Jahr 1727, der Versuch, ein Männerkloster mit einer geistlichen Regel zu gründen. Weiterhin sind in der Zeit des Pietismus Nikolaus Graf von Zinzendorf und Philipp Jakob Spener zu nennen, deren Ideal ein Leben in bruderschaftlicher Gemeinschaft war. Zinzendorf realisierte dieses Ideal durch die Gründung der Herrnhuter Brüdergemeine.

Im Zeitalter der Industrialisierung im 19. Jahrhundert entstanden aus verschiedenen Erweckungsbewegungen nicht nur Initiativen der Äußereren und dann auch der Inneren Mission, sondern auch Diakonen- und Diakonissengemeinschaften, die im sozialen Bereich eine praktische Antwort der Kirche auf die Not des neuen Proletariats geben wollten. Johann Hinrich Wichern und Wilhelm Löhe etwa entwarfen eindruckliche Regeln für das gemeinsame Leben der Schwestern und Brüder in den Häusern, deren Lebensstil eine heilsame Form der christlichen Verkündigung sein sollte.

Die Notzeiten nach dem Ersten Weltkrieg mit ihren Erschütterungen und erst recht nach dem Zweiten Weltkrieg ließ eine Welle von Gemeinschaftsgründungen entstehen, die neu nach einer verbindlichen Nachfolge Christi, sowie nach Formen gemeinsamen Lebens etwa im Zeichen des benediktinischen „Ora et labora“ fragten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Schrift Dietrich Bonhoeffers „Gemeinsames Leben“, die seine Erfahrung im Predigerseminar reflektiert und mit Fug und Recht als eine evangelische Ermutigungsschrift zum gemeinschaftlichen Leben gelten darf.

Bei den neu entstandenen Gemeinschaften handelte es sich zunächst um Zusammenschlüsse von Geistlichen und Laien, wie etwa in der Michaelsbruderschaft. Die Schrecken des Krieges mit Vertreibung, Gefangenschaft, Bombardierung und Hunger machten viele nachdenklich, die den Idealen und Idolen des Zeitalters nicht mehr vertrauten. Ihnen ging es nicht nur um den materiellen Wiederaufbau, sondern um die Frage nach dem Sinn des Lebens. Einige fanden ihn in einer Lebensübergabe an Gott und in einem neuen Hören auf sein Wort. Das war der Boden, auf dem der Heilige Geist Anfänge des gemeinschaftlichen Lebens entstehen ließ. Oft waren es inspirierte Gründerpersonen, die nicht nur junge Menschen anzogen, um mit ihnen nach der Form eines Lebens im Gebet zu fragen.

Eigentlich alle wussten anfangs nicht, was daraus werden sollte. Sie hatten keine unmittelbaren Vorbilder und die Verbindung mit der 1500 Jahre alten Klostergeschichte wurde ihnen erst Schritt für Schritt im Lauf des gemeinsamen Lebens in der Gemeinschaft bewusst. So entstanden nach 1945 nun auch zölibatär lebende Gemeinschaften. In Deutschland waren es Kommunitäten wie die Marienschwestern, die Communität Christusbruderschaft in Selbitz, die Communität Casteller Ring, die Kommunität Imshausen, später die Kommunität Adelshofen und andere; in der Schweiz und in Frankreich waren es beispielsweise die Brüder von Taizé oder die Schwesternschaft von Grandchamp.

Seitens der Kirchenleitung unserer Landeskirche wurden die neu gegründeten Kommunitäten auf bayerischem Boden erst einmal mit großer Skepsis betrachtet. Im Laufe der Jahre konnten die Gemeinschaften durch ihr Wirken jedoch so

überzeugen, dass sie schon recht bald von der Kirchenleitung voll und ganz anerkannt wurden. Heute sind diese Gemeinschaften in unserer Kirche nicht nur anerkannt, sondern ein wichtiger, wesentlicher und mittlerweile auch unverzichtbarer Bestandteil unserer evangelischen Kirche geworden. Dies zeigt sich auch darin, dass Ihnen ein Verfassungsänderungsentwurf vorliegt, nach dem die Kommunitäten als eine besondere Form des kirchlichen Lebens unserer Kirche in der Verfassung der ELKB gewürdigt werden sollen.

Zusammengefasst kann man auf die Frage, wie komunitäres Leben neu entstehen konnte, sagen: durch Erschütterungen in Zeiten der Krise, durch hellhörige geistliche Impulsgeber, durch ihr ernsthaftes und oft sehr mutiges Hören auf Gottes Wort, und durch den Heiligen Geist, der in den Lebensgeschichten der Menschen wirkt.

3. Die unterschiedlichen geistlichen Gemeinschaften innerhalb der ELKB

3.1. Übersicht über die geistlichen Gemeinschaften innerhalb der ELKB

Hätte man mich vor meinem Amtsantritt gefragt, welche Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften auf dem Gebiet der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern existieren, hätte ich eine ganze Reihe nennen können. Wie viele Gemeinschaften und Kommunitäten es tatsächlich gibt, wurde mir zunehmend bewusst. Die Reichhaltigkeit und Vielfalt der Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften erlebte ich erneut deutlich am Donnerstag vor einer Woche bei der Konferenz der evangelischen Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften in Bayern, bei der ich am 11. November 2010 in Selbitz zu Gast sein durfte.

Zu der Konferenz waren alle der zurzeit in Bayern bestehenden bzw. im Entstehen begriffenen Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften eingeladen, insgesamt 14 an der Zahl.

Ich möchte sie an dieser Stelle alle benennen, damit Sie einen Überblick über die Anzahl und Namen dieser verschiedenen Gemeinschaften erhalten:

- die Bruderschaft vom Kreuz, Naila;
- die Christusbruderschaft Falkenstein;
- die Christusträger Bruderschaft, Triefenstein;
- die Communität Casteller Ring, Schwanberg;
- die Communität Christusbruderschaft, Selbitz;
- die Kommunität Jesu Weg, Craheim;
- die Schwestern vom gemeinsamen Leben, Friedberg;
- der St. Johannis-Konvent, Pommelsbrunn;
- die Emmaus-Lebensgemeinschaft, Hersbruck
- ELOPS, Gemeinsames Leben in der Nachfolge Jesu Christi
- der Evangelische Konvent des Klosters Heilsbronn
- die Lebensgemeinschaft für die Einheit der Christen „Schloß Craheim“,
- die Epiphanius-Gemeinschaft in Muhr am See

Kommunitäten im strengen Sinn führen ein profiliertes, geistliches Leben mit verbindlichen Regeln und Gebetszeiten als Berufung zu einem Dienst mit Gott für den Nächsten auf der Grundlage der „Evangelischen Räte“: Armut als persönliche Besitzlosigkeit (Mk 10,21), Keuschheit in Ehelosigkeit (1. Kor. 7,7) und Gehorsam als Achtung geistlicher Leitung (Mt 23,8).

Neben Selbitz und Schwanberg leben unter anderem auch die Brüder und Schwestern der Christusbruderschaft Falkenstein nach den evangelischen Räten. Geistliche Gemeinschaften bestehen zumeist aus Einzelpersonen oder Familien, die verschiedenen Berufen nachgehen, jedoch gemeinsam leben und dabei bestimmten geistlichen Regeln und Gebetszeiten folgen. Daneben gibt es noch Mischformen, in denen zölibatäre Gemeinschaften und Familien nebeneinander leben. Und schließlich gibt es Formen der geistlichen Gemeinschaft, die nicht dauerhaft miteinander

wohnen und leben, sich jedoch gemeinsam geistlichen Regeln und Gebetszeiten unterstellen, ansonsten aber in ihren Lebenszusammenhängen verbleiben, so wie der Evangelische Konvent des Klosters Heilsbronn. Insgesamt sind es etwa 300 Männer und Frauen in kommunitären Gemeinschaften, die in der »Konferenz der evangelischen Kommunitäten in Bayern« unter dem Dach der Landeskirche zusammengeschlossen sind.

Auf der letzten Konferenz in Selbitz war ich erstaunt und begeistert, als unter anderem Pfarrer Karl-Heinz Brendel von der Epiphaniengemeinschaft in Muhr am See erzählte, die Ende 2006 im Dekanatsbezirk Gunzenhausen entstanden ist. Ursprünglich waren es fünf Jugendliche, die nach der Konfirmation mit ihrem Pfarrer weiter in verbindlicher Weise in geistlicher Gemeinschaft zusammen beten und handeln wollten. Aus diesen fünf jugendlichen „Gründervätern und -müttern“ ist mittlerweile nach nur gut drei Jahren eine Gemeinschaft von 21 Personen geworden, die geistlich eng verbunden sind. Als Herrnhuterische Franziskaner oder Franziskanische Herrnhuter sehen sich diese Menschen, die zwischen 16-72 Jahre alt sind. Dabei war es einmal umgekehrt als sonst üblich. Nicht die Älteren haben die Jugendlichen aufgefordert mitzumachen, sondern genau umgekehrt. Die Motivation kam von den fünf Jugendlichen, die die ältere Generation mit ins Boot der geistlichen Gemeinschaft geholt hat. Für mich ein wunderbares Hoffnungszeichen in einer Gesellschaft, die sich ständig darüber beklagt, dass Jugendliche für ein geistliches Leben nicht zu gewinnen sind. Die Epiphaniengemeinschaft versteht sich als ein „zusammenlebender Hauskreis“, der das benediktinische „ora et labora“ stark macht. Nicht nur das Gebet, auch das diakonische Handeln an anderen Menschen ist ein wichtiger Schwerpunkt. Beides zusammen hat eine großartige missionarische Ausstrahlung.

Wer zuvor bei meiner Aufstellung der einzelnen Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften mitgezählt hat, kam bei richtiger Zählung nur auf 13 und nicht wie angekündigt auf 14 Kommunitäten und Gemeinschaften.

Eine möchte ich am Schluss nennen, nämlich den Konvent „Lumen Christi“, der bisher in Gößweinstein ansässig war. 34 Jahre nach seiner Gründung wurde der Schwesternkonvent, der am Ende nur noch aus drei Schwestern bestand, aufgelöst, da sich der Konvent nicht mehr selbst tragen konnte. Den Schwestern um Priorin Ilse Printz fiel es nicht leicht, nach so langer Zeit ihre Wahlheimat verlassen zu müssen. Die neue Heimat der Schwestern ist die Christusträger-Schwesternschaft im hessischen Rödermark bei Offenbach, deren bayerische Gemeinschaft in Triefenstein ansässig ist.

Gerne würde ich Ihnen von jeder der oben aufgezählten Gemeinschaften näher berichten, was natürlich aufgrund des gegebenen Rahmens nicht möglich ist. Dafür möchte ich Sie ermuntern, selbst die einzelnen Gemeinschaften einmal virtuell im Internet oder auch ganz aktuell persönlich aufzusuchen, um das Gespräch zu suchen..

Weiterhin möchte ich Ihnen noch kurz von den Gemeinschaften berichten, die ich selbst im vergangenen Jahr besucht habe.

3.2. Communität Casteller Ring auf dem Schwanberg

Mein erster Besuch innerhalb meines Jahresthemas führte mich am 2. Februar zu den Schwestern der Communität Casteller Ring auf dem Schwanberg.

Die Gemeinschaft besteht seit nunmehr 60 Jahren. Am 15.02.1950 wurde von zwei Schwestern das erste Stundengebet gebetet – damals nach Vorbild des nahegelegenen Benediktinerklosters Münsterschwarzach. Der Tagesrhythmus wird bestimmt durch die viermal täglich stattfindenden Stundengebete. Dreimal in der Woche wird in der Michaelskirche das Abendmahl gefeiert. Die Gebetszeiten und Gottesdienste sind für alle Interessierten zugänglich. Hinzu kommen Zeiten der Stille, des Schriftstudiums und der Fürbitte.

Bei dem Besuch, der uns an die einzelnen Orte der Communität brachte, erlebten wir unter der Führung der Priorin, Schwester Friederike Popp, die verschiedenen Schwestern in ihren Arbeitsbezügen, hatten aber auch Begegnung mit einigen der insgesamt 80 freien Mitarbeitenden.

Ganz besonders wurde in den Gesprächen das Beten in der Gemeinschaft betont, sei es in Form der gemeinsamen Stundengebete oder auch in anderen Formen der Gebetsgemeinschaft. Beim Gespräch mit dem Konvent am Nachmittag wurde uns erzählt, wie eine der Schwestern vor einigen Jahren gefragt wurde, welchen Sinn denn das Ganze hier auf dem Schwanberg habe. Ihre augenzwinkernde Antwort lautete: Gar keinen.

Das, liebe Schwestern und Brüder, bringt für mich auch ein wenig augenzwinkernd zum Ausdruck: Es darf nicht immer die Frage nach dem Zweck oder dem Nutzen im Vordergrund stehen. Gebet ist eine der wichtigsten Quellen unseres Lebens und unseres Daseins als Christen. Gebet ist kein Mittel zum Zweck.

Bisher waren es insgesamt 100 Schwestern, die auf dem Schwanberg leben oder gelebt haben. Sieben sind seit der Gründung 1950 gestorben. Heute leben und arbeiten 39 Schwestern zusammen. Die Schwanbergsschwestern waren übrigens auch die ersten Mitglieder einer evangelischen Kommunität, die mir persönlich begegnet sind, zuerst während meiner Zeit als Nürnberger Studentenpfarrer, später als Dekan von Nürnberg durch die damalige Nürnberger Station.

Eng mit den Schwestern auf dem Schwanberg ist auch der dortige Friedwald verbunden. Dieser ist zu einem wichtigen Bestandteil bayerischer Bestattungskultur geworden mit einem ganz expliziten christlichen Profil. Allen im Vorfeld geäußerten Vorbehalten zum Trotz ist der Friedwald eine sehr wertvolle „Einrichtung“. Es geschieht Seelsorge an Angehörigen in einem ganz anderen Bereich als in der Gemeinde.

Ein berührender Moment war für mich, als Schwester Hildegard Schwegler, die für das Friedwaldbüro verantwortlich ist, davon erzählte, wie ein Elternpaar die Ruhestätte ihres im Alter von einem Monat verstorbenen Kindes mit bloßen Händen mit Erde gefüllt hätten und ihre große Dankbarkeit gegenüber den Schwestern zum Ausdruck gebracht haben. Da passiert Begegnung und Kontakt zu Menschen, die sonst mit der Kirche kaum mehr etwas zu tun haben. Eine wichtige Aufgabe in unserer Gesellschaft. Denn auch eher kirchenferne Menschen bekommen über den Friedwald wieder einen neuen Bezug zum Glauben durch den Kontakt mit den Schwestern auf dem Schwanberg.

Auch das Haus Respiratio gehört zum Schwanberg, das unter der Trägerschaft der evangelischen Landeskirchen Bayern, Baden und Württemberg steht. Dort werden für Mitarbeitende der Kirche, die sich in einer Krise befinden, Kurse mit umfangreichem Seelsorgeprogramm angeboten und ist somit ein wertvoller Dienst an unseren Mitarbeitenden, nicht zuletzt an unseren Pfarrerinnen und Pfarrern.

3.3. Kommunität Christusbruderschaft Selbitz

Die älteste und zahlenmäßig mit 126 Mitgliedern größte Gemeinschaft in Bayern, die ich besucht habe, ist die Kommunität Christusbruderschaft Selbitz. Aus überzeugt lutherischem Denken und Handeln heraus hatte das Pfarrerehepaar Walter und Hanna Hümmel 1949 zusammen mit Mitgliedern der Jugend in Schwarzenbach an der Saale den Ruf Gottes gespürt, in einer besonderen Lebensgemeinschaft den Glauben an Jesus Christus nach innen und nach außen zu leben.

Vertraut war den Schwestern und Brüdern der Austausch unter dem Wort Gottes, das freie Gebet, das Hören auf Impulse des Geistes, evangelistische und diakonische Dienste und Gästearbeit. Erst in der zweiten Generation erkannte die Gemeinschaft ihre Gestalt deutlicher als Kommunität. Nach dem Tod des Gründerehepaars gab es zuerst eine Teamleitung – bis der Mut gewachsen war, sich einem Prior für die Männer und einer Priorin für die Frauen zu unterstellen. Ein Rat von Schwestern und Brüdern, Einkehrtage der ganzen Kommunität sowie ein Kuratorium begleiteten die Entscheidungen. Der Regionalbischof wurde als Visitator gebeten. Eine Regel und dazugehörige Konkretionen wurden formuliert und angenommen. Dazu kam eine gegliederte Ordnung für das Noviziat. Ein Freundeskreis und ein Tertiärkreis mit eigener Leitung wurde belebt und gibt Menschen im Alltag die Möglichkeit, mit den geistlichen Impulsen der Kommunität in ihrem jeweiligen Umfeld zu leben. Und es gibt Begleitung derer, die „Kloster auf Zeit“ mitleben wollten.

Heute leben in Selbitz 81 Geschwister, 45 Weitere leben außerhalb in den verschiedenen Konventen.

Bei meinem Besuch in Selbitz lernte ich viele der Schwestern und das Leben in der dortigen Gemeinschaft näher kennen. Auch dort stellen sich die Geschwister die Frage, die wir uns als Kirche auch immer wieder stellen: Wie können wir Menschen erreichen? Der Ansatz dort ist ein anderer als der, den wir oft in den übrigen Bereichen unserer Kirche haben: Es ist eine Konzentration nach innen.

„Das Nach-Innen-gehen erzeugt Weite“, so hat es Martin Wirth, der Seelsorger der Community Christusbruderschaft Selbitz sehr treffend bezeichnet. Das scheint eine paradoxe Formulierung zu sein. Doch erinnert es uns alle sich immer wieder auf Christus zu orientieren, um den Glauben weitergeben zu können.

Das erleben die Selbitzer Schwestern, die das Angebot „Atemholen“ in unserer Landeskirche mit begleiten. Die Anfragen sind groß, die Sehnsucht nach Tiefe ist vorhanden, aber der Alltag lässt es oft nicht zu.

Die Schwestern erzählten, dass sie das Gefühl haben, dass manche Pfarrerinnen und Pfarrer, die zu ihnen kommen, oft selbst kaum mehr beten und glauben könnten. Ein alarmierendes Zeichen. Und gleichzeitig eine große Dankbarkeit, dass durch „Atemholen“ und „Respiratio“ Angebote für unsere Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst existieren, die diesem Defizit entgegenwirken können. Das Einüben geistlicher Praxis kann dort gelebt werden. Für mich auch ein Angebot, das für die jungen Pfarrerinnen und Pfarrer unserer Landeskirche, die sich in Ausbildung befinden, wichtig sein dürfte. Dies hat sich mir im Gespräch mit Vikarinnen und Vikaren deutlich gezeigt. Ich würde es auch den Kolleginnen und Kollegen in der z.A.-Zeit empfehlen, die oftmals ihre eigenen hohen Ansprüche an die eigene Praxis nicht leicht mit der Wirklichkeit vor Ort zusammenbringen.

Tief bewegt hat mich auch die Tatsache, dass jeden Donnerstag im Fürbittgebet der Schwestern die Anliegen unserer Kirche berücksichtigt werden. Nicht einfach nur allgemein, sondern die konkreten Bedürfnisse, die unsere Kirche hat. Ich darf die Einladung der Selbitzer Schwestern an dieser Stelle weitergeben, dass Sie gerne Anliegen unserer Kirche an die dortige Community weitergeben können, die dann im Fürbittgebet vor Gott gebracht werden.

3.4. Evangelischer Konvent des Klosters Heilsbronn

Eine besondere Form der Geistlichen Gemeinschaft ist der Evangelische Konvent des Klosters Heilsbronn, den ich am 30. April dieses Jahres besucht habe. Es ist keine monastische Gemeinschaft, die Keuschheit, Armut und Gehorsam praktiziert, doch es ist ein Konvent, der das gemeinsame Glaubensleben im Blick hat und dieses regelmäßig und kontinuierlich lebt.

Der Regionalbischof des Kirchenkreises Ansbach-Würzburg, Oberkirchenrat Christian Schmidt, der zugleich auch Prior des Konvents ist, hat es folgendermaßen ausgedrückt: „Wir sind kein Betrieb wie alle anderen. Das Hören auf Gott und die Gemeinschaft im Gottesdienst stehen an erster Stelle.“

Der Konvent ist in seiner Ordnung und Organisation an das Evangelische Kloster der Zisterzienser in Amelungsborn angelehnt. Der dortige Abt, Hans-Christian Drömann, war ebenfalls mit seiner Frau bei der Begegnung in Heilsbronn dabei.

Das gemeinsame Singen und Beten ist im Heilsbronner Konvent ein wichtiger Bestandteil der Gemeinschaft. Der Konvent besteht eigentlich aus zwei Konventen, nämlich dem Klosterkonvent und dem Münsterkonvent. Je nach zeitlicher Möglichkeit kommen die Konvente in unterschiedlichen Abständen zusammen und singen und beten gemeinsam. Insgesamt sind es zwölf Tage im Jahr, in der Regel auf vier Blöcke verteilt, an denen sich die Konventsmitglieder treffen. Neben der Gemeinschaft vor Ort wird das Wirken des Konvents auch praktisch in der Partnerschaftsarbeit zum Frauenbildungszentrum in Kimbeimbe im Kongo deutlich. Mehrere Konventsmitglieder waren bereits dort und fördern mit großem Engagement die Arbeit im dortigen Frauenbildungszentrum.

Der Evangelische Konvent des Klosters Heilsbronn hat sich zum Grundsatz gemacht, dass mindestens 51% der Mitglieder der ELKB angehören müssen, die übrigen Konventsmitglieder müssen einer der AaK-Kirchen angehören. Für mich ein deutliches Zeichen ökumenischer Verbundenheit, auf die ich später noch ausführlicher zu sprechen komme.

3.5. Diakoniegemeinschaft Puschendorf

Zu den geistlichen Gemeinschaften unserer Landeskirche zählen, wenn auch nicht im engeren oben genannten Sinne, zweifelsohne die Diakoniegemeinschaften in Bayern. Die Gemeinschaft in Puschendorf war einer der Zielorte meiner diesjährigen Besuche. Der Vorsitzende des Gemeinschaftsverbands in Puschendorf ist der Synodale Professor Wolf-Ewald Büttner, der nunmehr seit rund 15 Jahren den Gemeinschaftsverband leitet.

Puschendorf umfasst ca. 220 Gemeinschaften mit insgesamt rund 6.000 Mitgliedern und Besuchern und ist somit auch ein wichtiges Element in unserer Gemeindeflandschaft.

„Gottes Freundlichkeit weitersagen, Gottes Zuverlässigkeit und Treue bezeugen, Anpacken am Bau der Gemeinde Gottes“. Das sind die wesentlichen Lebensinhalte einer Diakonisse, so, wie es im Prospekt von Puschendorf beschrieben wird.

Dies hat sich mir bei meinem Besuch am 28. Juli bestätigt. Rektor Pfarrer Manuel Janz führte uns zusammen mit dem Inspektor des Landeskirchlichen Gemeinschaftsverbandes Bayern, Konrad Flämig, durch den Tag und informierte uns über die diakonischen und missionarischen Aufgaben und Aktivitäten des Gemeinschaftsverbands.

In Puschendorf leben Diakonissen und Mitarbeitende, die sich dem Nächsten widmen, in einer Gemeinschaft zusammen.

Die Gespräche und Begegnungen mit den Diakonissen, aber auch das gemeinsame Gebet, waren ein wesentlicher Bestandteil meines Besuchs. In einer großen Runde mit den Diakonissen und Mitarbeitenden wurden mir die Anliegen und Anfragen der Gemeinschaft genannt. Auch die Diakonissen haben große Nachwuchssorgen. Doch diese Berufung ist äußerst selten geworden. Die Gemeinschaft in Puschendorf hofft und betet für junge Menschen, die sich zur Diakonisse berufen fühlen. Ich persönlich möchte dieses Anliegen der Gemeinschaft an Sie, liebe Schwestern und Brüder, weitergeben. Vielleicht gibt es junge Frauen in Ihrem Umfeld, für die der Beruf der Diakonisse ein möglicher Lebensentwurf sein könnte. Sagen Sie´s einfach weiter.

3.6. Diakoninnen- und Diakonengemeinschaft Rummelsberg

Ich hatte ursprünglich nicht vor, im Rahmen meines Jahresthemas auch Rummelsberg zu besuchen, da ich dies immer eher bei der Diakonie verortet hatte (und auch in meinem Jahr „Diakonie“ besucht hatte). Die Leiterin der Diakoninnengemeinschaft, Andrea Heußner, belehrte mich in einem Brief jedoch eines Besseren. Sie schrieb: „Die Diakoninnengemeinschaft versteht sich als ‚geistliche Dienstgemeinschaft‘, die Brüderschaft versteht sich als ‚Lebens-, Dienst- und Sendungsgemeinschaft ... Sie üben sich immer wieder darin ein, Spiritualität und christliches Handeln miteinander zu verbinden.“

In meinem sehr intensiven Gespräch mit Frau Heußner und dem Brüdersonior Neukamm wurde mir deutlich, wie wichtig diesen Gemeinschaften das geistliche Leben ist. Unsere Landessynode hatte ja in verschiedenen Beschlüssen klargestellt: Es ist der Wille der Landeskirche, dass Diakone und Diakoninnen in geistlichen Gemeinschaften leben. Nach ihrem Selbstbild wollen sie deshalb als Geistliche Gemeinschaften neben solchen Kommunitäten wie Schwanberg, die Licht auf dem Berge sein wollen, selbst das Salz der Erde auch in der Ebene sein.

In diesem Gespräch ist mir sehr deutlich geworden, dass es in unserer Landeskirche beide Formen der geistlichen Gemeinschaft braucht. Während Kommunitäten wie der CCR und Selbitz mit ihrer Spiritualität auch nach außen leuchten, ist das geistliche Leben in Rummelsberg etwas, was für die Gemeinschaft selbst wichtig ist, was sie stärkt für ihren Dienst.

Ein längerer Gesprächstakt ging zu der Frage, ob es auf Dauer in Rummelsberg zwei verschiedene Gemeinschaften für Männer und Frauen geben müsse. Wir waren uns aber einig, dass sich beide Gemeinschaften so entwickelt haben, gerade auch mit einem je eigenen Profil in der Spiritualität, dass eine schnelle Zusammenlegung von keiner Seite aus

angestrebt wird, zumal sie sich in spiritueller Hinsicht gegenseitig bereichern. Im Augenblick leben sie friedlich eine geschwisterliche Einheit in sehr versöhnter Verschiedenheit.

4. Die Bedeutung der geistlichen Gemeinschaften für Kirche und Gesellschaft

4.1. Bedeutung der geistlichen Gemeinschaften für die Kirche

Die Impulse der Kommunitäten und Gemeinschaften zu einer lebendigen Frömmigkeit und Spiritualität sind kostbar, nicht zuletzt deshalb, wo unsere gemeindliche Struktur oft nicht ausreicht, Menschen mit dem Evangelium zu erreichen. Deshalb ist eine enge Beziehung des Lernens zwischen Gemeinden und Kommunitäten wünschenswert, weil beide voneinander lernen können. Ich möchte an dieser Stelle nochmals betonen, wie wichtig mir die Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften als „Gnadenorte“ unserer Landeskirche geworden sind. Sie stellen eine profilierte Form von Gemeinschaft innerhalb anderer Gemeindeformen dar.

Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften strahlen in die Kirche dank ihrer besonderen Sozialgestalt. Es ist dieses elementare Erlebnis einer christlich geprägten Gemeinschaft, das in meinen Augen so anziehend wirkt auf viele Menschen. Den meisten geht es doch so: Wenn ich krank bin, wenn meine Partnerschaft zerbrochen ist, wenn ich in einer persönlichen Krise stecke - was hilft mir da am meisten? Eine sehr starke Hilfe ist die Zuwendung anderer Menschen. Zuwendung von Menschen, die sich Zeit nehmen für mich, die mir beistehen, aber mir auch den Raum geben, meinen eigenen Weg zu finden aus der Krise. Das ist der beste Beistand, den Menschen einander geben können in schweren Zeiten. In ihrem Beistand wendet sich Gott den Menschen zu. Kommunitäten und Geistliche Gemeinschaften können das besonders gut leisten.

Dort wird auch in der täglichen Praxis gelebt, was wir Theologen schon lange in der Theorie wissen: Die christliche Gemeinschaft ist der Schlüssel für ein angemessenes Verständnis der biblischen Texte. Anders gesagt: Die Bibel versteht recht, wer sie mit anderen Christen gemeinsam liest, sich mit ihnen darüber austauscht, was gemeint ist und wie das Gemeinte für die eigene Situation zu übertragen sei. Das ist auch der eigentliche Sinn des „Priestertums aller Glaubenden“, das die Reformatoren immer wieder betonten. Das gemeinsame Hören auf die Worte der Bibel, das tägliche Gebet und das gemeinsame Leben geschieht in den Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften. Von ihnen kann unsere Kirche als Ganze unverzichtbare Impulse und Erfahrungen beziehen.

Wir haben im Rat der EKD im Jahr 2007 eine Ortsbestimmung versucht in einem Text mit dem Titel „Verbindlich leben - Kommunitäten und geistliche Gemeinschaften in der Evangelischen Kirche in Deutschland“. Dort werden die Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften als „vierte Sozialgestalt“ von Kirche bezeichnet, neben der weltweiten Kirche, der Landeskirche und der Kirchengemeinde – ich habe davon zu Beginn schon berichtet.

Als ich dann auf den Bereich der bayerischen Landeskirche geschaut habe, musste ich zu meiner eigenen Überraschung feststellen, dass in unseren kirchlichen Rechtstexten die Kommunitäten und Geistlichen Gemeinschaft überhaupt nicht vorkommen - sie werden an keiner Stelle erwähnt!

Deshalb sehe ich es als geboten an, den Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften einen rechtlichen Rahmen innerhalb der Verfassung unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern zu geben, damit sie auch an dieser Stelle als vierte Sozialform unserer Kirche manifestiert sind. Ich würde mich sehr freuen, wenn die Verfassungsänderung hier während der Tagung der Landessynode in Neu-Ulm beschlossen werden könnte.

4.2. Bedeutung der geistlichen Gemeinschaften für die Gesellschaft

Viele Menschen heute hoffen, Orientierung auf dem vielfältigen und oft doch so verwirrenden Markt der Angebote für Sinn und Orientierung zu finden.

Oft ist dieser angeblich so freie Markt eine ziemliche Qual: Man hetzt einem Ideal nach dem anderen hinterher, und vergisst dabei doch das Wesentliche. Vor lauter Aktionismus und Hektik bleibt oft gar nicht mehr die Zeit darüber nachzudenken, wer oder was dem Leben eigentlich Sinn und Halt gibt.

Unsere Gesellschaft braucht Stationen des Innehaltens, der Stille und der Reflexion. Denn nur im Bewusstsein und der Reflexion des Lebens gelingt es, die vielfältigen Herausforderungen in unserer Gesellschaft bewältigen zu können. Dieses Angebot innezuhalten und zur Ruhe zu kommen, machen die Kommunitäten.

Ich wünsche mir, dass immer mehr Menschen von dem Angebot Gebrauch machen, das durch unsere geistlichen Gemeinschaften gemacht wird; dass sich immer mehr Menschen herausreißen lassen aus der Hektik des Alltags und ihr Leben mit all seinen Herausforderungen reflektieren.

Vor lauter Geschäftigkeit im Berufsleben haben Menschen manchmal nicht mehr die Voraussetzungen, um hellhörig zu werden für das, was Gott ihnen sagen möchte. Wie wichtig es ist, in die Stille zu gehen, um sich und Gott erleben und erfahren zu können, möchte ich durch folgende kleine Geschichte zum Ausdruck bringen: Zu einer Einsiedlerin kamen eines Tages Wanderer. Die fragten sie: „Welchen Sinn siehst du in einem Leben der Stille?“ Sie war gerade mit dem Schöpfen von Wasser aus einer tiefen Zisterne beschäftigt. „Schaut in die Zisterne, was seht Ihr?“, fragte sie. Die Besucher: „Wir sehen nichts.“ Nach einer Weile forderte die Einsiedlerin sie wieder auf: „Schaut in die Zisterne, was seht ihr?“ Sie blickten hinunter und sagten: „Jetzt sehen wir uns selbst.“ Die Einsiedlerin sprach: „Als ich vorhin Wasser schöpfte, war das Wasser unruhig, und ihr konntet nichts sehen. Jetzt ist das Wasser ruhig, und ihr erkennt euch selbst. Das ist die Erfahrung der Stille.“

Die Kommunitäten denken augenblicklich über neue Wege nach, ihre Lebensform attraktiv zu halten. Es entwickeln sich neue Formen kommunitären Lebens, wie z.B. Familienkommunitäten. Auch Nichtmitglieder können vom reichen Angebot profitieren: in Kursen, im Kloster auf Zeit oder als Tertiärgeschwister. Jede Kommunität setzt dabei ihren eigenen Schwerpunkt gemäß ihrer Ausrichtung und Form.

Wir sollten überlegen, wie wir als Kirche Aufmerksamkeit für diese Art Lebensentwurf wecken, in der Absicht, dass viele Menschen diese Form auch für eine Möglichkeit des eigenen Lebens erfahren.

4.3. Bedeutung der geistlichen Gemeinschaften für die Ökumene

Die Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften spielen ebenfalls eine herausragende Rolle im Bereich der Ökumene. Sie sind sozusagen Zentren der „Ökumene des Lebens“ Besonders beeindruckend finde ich das große ökumenische Engagement der Gemeinschaften. In vielen ökumenischen Gremien auf Deutschland-, Europa- und Weltebene sind Schwestern aus Selbitz, vom Schwanberg, aus Triefenstein und ebenfalls aus den anderen Kommunitäten und Gemeinschaften vertreten.

So besitzt zum Beispiel die Communität Casteller Ring vom Schwanberg Mitgliedsstatus auf allen Ebenen der Benediktinerinnen. Beim Treffen der Äbtissinnen und Priorinnen, das alle zwei Jahre stattfindet, ist die Priorin vom Schwanberg selbstverständlich dabei. Zuweilen kommt es sogar vor, dass Vertreterinnen und Vertreter von evangelischen Kommunitäten auch offiziell zur eucharistischen Mahlfeier eingeladen sind.

Die gemeinsame kommunitäre Lebensform scheint das ökumenische Gespräch zu erleichtern, –weil es eine gemeinsame Lebensbasis gibt.

Neben der Ökumene des Dialogs, die auf unterschiedlichen Ebenen gepflegt wird (Kirchenleitung, Wissenschaft), entwickelt sich auf Anregung von Kardinal Kasper, der den Gemeinschaften sehr zugeneigt ist, ein „Ökumene des Lebens“. Dies ist nicht in Konkurrenz zu verstehen, legt aber den Akzent stark auf das, was Christen immer miteinander tun können: Gemeinsam beten und gemeinsam leben.

Wo die Gemeinschaft untereinander stark ist, wird selbstverständlich das Trennende umso schmerzhafter erlebt. Diese Erfahrung teilen die Gemeinschaften mit Ehepaaren in konfessionsverschiedenen Ehen, Gemeinden und anderen, denen die Einheit der Christen am Herzen liegt. Diesen Schmerz der Trennung zu überwinden, den die Gemeinschaften ganz besonders spüren und aussprechen, soll uns alle immer wieder dazu bewegen, das uns Mögliche beizutragen und nach Einheit zu suchen. Mit dieser Haltung: beten und erleiden, leisten die Geistlichen Gemeinschaften meines Erachtens einen unverwechselbaren und unverzichtbaren Beitrag zur Ökumene.

Dies beispielsweise auch durch die wachsende Basisbewegung „Miteinander für Europa“. Dabei lernen sie selbstverständlich auch voneinander, sodass Manches, was zunächst fremd erscheint, im Laufe der Zeit an Wert für die eigene Frömmigkeit gewinnt.

In kaum einem anderen Bereich der Kirche gibt es heute so viel erlebte Geschwisterlichkeit und Einheit wie unter den Orden und Kommunitäten. Die Lebensform eines gemeinsamen Lebens im Gebet verbindet auf eine selbstverständliche Weise und steht beispielhaft für eine Gemeinschaft in Jesus Christus.

„Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht“.

Dies können wir als Kirche von den Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften lernen, sei es für den gegenseitigen Umgang in unseren Gemeinden oder für das Miteinander in der Ökumene.

II. „Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht“

1. Rückblick auf den ÖKT

An meine Ausführungen schließt sich der Bericht über den 2. Ökumenischen Kirchentag eigentlich fast nahtlos an. Und zwar deswegen, weil die „Geistlichen Bewegungen“, insbesondere die „Miteinander für Europa-Bewegung“ sich durch ein eigenes Forum sehr stark auf dem 2. Ökumenischen Kirchentag engagiert haben. Zu einer Veranstaltung war ich als Redner eingeladen. Dabei ist mir wieder die Faszination bewusst geworden, die von dem Zusammenschluss der unterschiedlichen christlichen Gruppierungen ausgeht. Es ist eine besondere Atmosphäre der gegenseitigen Achtung und der spirituellen Suche nach Einheit, die auch Gäste unmittelbar mit einbezieht. Darin liegt eine enorme Stärke.

Gleichzeitig bringt es diese Akzentuierung mit sich, dass theologische Streitthemen weitgehend ausgeklammert werden. Damit wird diese Art der Geistlichen Ökumene gerade auch von denjenigen bevorzugt, die die Anstrengungen der ökumenischen Kontroversen für nicht zielführend halten und die lieber innerhalb der Grenzen der eigenen Konfession bleiben. Deswegen halte ich auch das theologische Gespräch für ganz wichtig, weil ich glaube, dass nur, wenn wir auch immer wieder an die Grenzen gehen, sich etwas verändert.

Über einige andere Veranstaltungen, die mir selbst wichtig waren, möchte ich kurz berichten. Dies auch aus dem Grund, weil etliches davon auch für unsere Landeskirche als Ganzes von Belang ist.

Als 3-Tagesveranstaltung war das Zentrum „Christen und Muslime“ gestaltet. Die Diskussionen des interreligiösen Gesprächs bewegten sich auf einem hohen theologischen Niveau, wurden aber leider überwiegend von interessiertem Fachpublikum besucht, so dass es kaum zu kontroversen Debatten kam. Fragen der Integration, des interkulturellen und interreligiösen Dialogs wurden eher im Rahmen des Forums Europa behandelt, ohne dort allerdings die entsprechenden Fachleute vor Ort zu haben. Am Rande des Zentrums „Christen und Muslime“ kam es zu intensiven Gesprächen zwischen Politikern und islamischen Vertretern.

Meiner Einschätzung nach haben diese auch dazu beigetragen, dass in das doch sehr festgefahrene Gespräch zwischen der Bayerischen Staatsregierung und der Moschee in Penzberg wieder Bewegung geraten ist. Dies halte ich für

ausgesprochen positiv, handelt es sich bei dem dortigen Imam – nach meiner Einschätzung und meinem Besuch bei ihm – um einen aufgeschlossenen und gesprächsbereiten Mann.

Eine weitere Veranstaltung, an der mir sehr gelegen war, befasste sich mit der Problematik der Christen im Nahen Osten. Als gastgebende Kirchen hatten wir uns für dieses bedrückend aktuelle Thema stark gemacht. Die völlig überfüllte Markuskirche und ein sehr engagiertes Publikum bestätigte diese Einschätzung. Auch wenn die Situation in den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens differenziert zu betrachten ist und es erhebliche Unterschiede zwischen dem Irak, dem Libanon und Palästina gibt, bleibt doch die große Sorge, dass Christen im Nahen Osten in naher Zukunft der Vergangenheit angehören könnten. Wie bei allen großen Fragen gibt es hier keine einfachen Lösungen. Auch ist das Rad der Geschichte und der massiven Auswanderung von Christen aus den Ursprungsländern des christlichen Glaubens wohl nicht zurückzudrehen. Trotzdem ist es nötig, immer wieder denen, die sich selbst kein Gehör verschaffen können, hier unsere Stimme zu verleihen und sie im beständigen Gebet zu begleiten. In diesem Sinne ist es auch zu begrüßen, dass die Ordnung der „Woche für die Einheit der Christen“ im Jahr 2011 von den in Jerusalem vertretenen Kirchen kommt. Ich bitte Sie, in Ihren Gemeinden davon rege Gebrauch zu machen.

Das waren nur drei kurze Schlaglichter auf drei Veranstaltungen des 2. Ökumenischen Kirchentages. Darüber, dass er für mich ein herausragendes Ereignis gewesen ist, habe ich in den vergangenen Monaten oft gesprochen. Ich bin sehr dankbar, dass sich die Ökumene als bunt, vielfältig und diskursfähig dargestellt hat. Sicher war der Zauber des Neuen verfliegen, nicht aber der feste Wille, das ökumenische Gespräch zu suchen und Wege zu finden, diesem Wunsch auch in der Öffentlichkeit Ausdruck zu verleihen.

Soweit es inzwischen abzusehen ist, war die Orthodoxe Vesper mit der Feier der Artoklasie keine Eintagsfliege. In der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen wird inzwischen sehr intensiv debattiert, wie diese Form in den Gemeinden vor Ort umzusetzen sei. Ähnliches gilt auch für den Schöpfungstag mit der anschließenden Schöpfungszeit, die im September jeden Jahres gefeiert werden soll. Dieser Impuls, der vor einigen Jahren während der 3. Europäischen Ökumenischen Versammlung in Sibiu nochmals stark gemacht wurde, ist nun in den Kirchen Deutschlands wirklich angekommen. Viele ökumenische Initiativen mit den Arbeitsgemeinschaften christlicher Kirchen an der Spitze, haben bereits für dieses Jahr Modelle entworfen, wie dieser lokal und regional zu feiern sei. Im nächsten Jahr ist Entsprechendes auch für Bayern in Planung.

Dass hier nun mit Kraft und Energie ökumenisch weitergearbeitet wird, hat sicher auch damit zu tun, dass in die ökumenische Vorbereitung viel investiert wurde. Die beiden gastgebenden Kirchen hatten sich ja auf ein Vorbereitungsjahr „Auf dem Weg zum Ökumenischen Kirchentag“ verständigt, auf Seiten der ELKB wurde auch ein Teil der von der Landessynode bewilligten Mittel für Veranstaltungen in diesem Zusammenhang verwendet. Über 180 Projekte wurden eingereicht und konnten bezuschusst werden. Besonders stark war das Engagement in den Gemeinden, dicht gefolgt von diakonischen Einrichtungen sowie der Jugendarbeit.

Aus den Abschlussberichten der Gemeinden, Dienste, Werke und Einrichtungen geht ganz deutlich hervor, dass die im Rahmen dieser Projekte gemachten ökumenischen Erfahrungen durch die Bank als sehr positiv gewertet werden. Dieser Eindruck soll durch eine Erhebung unserer Evangelischen Hochschule in Nürnberg (früher: Fachhochschule), das dem Institut Praxisforschung und Evaluation unter Professor Joachim König, Ihrem Konsynodalen, auch empirisch aufgearbeitet werden. Bis Anfang kommenden Jahres werden uns differenzierte Daten vorliegen, ob und in welcher Weise die Vorbereitung auf den Kirchentag positive Wirkungen auf die Ökumene vor Ort hatte.

So bleibt am Schluss der Dank: Denjenigen, die die Ärmel hochgekrempelt und mitgeholfen haben, dass der 2. Ökumenische Kirchentag zu dem geworden ist, was er war und Ihnen allen, die Sie durch die Bereitstellung der Mittel überhaupt die Möglichkeit schufen, dieses Ereignis in München stattfinden zu lassen. Auch wenn es zeitweise so aussah, als würde der Ökumenische Kirchentag mit einem Defizit schließen: die Unkenrufe haben sich nicht bewahrheitet. Nachdem nun nahezu alles abgerechnet ist, zeigt sich, wie gut und mit wie viel Sinn für das Machbare gewirtschaftet worden ist.

2. Tagung des Lutherischen Weltbunds in Stuttgart

Die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Stuttgart Ende Juli dieses Jahres war für mich ein ökumenisches Ereignis der besonderen Güte, nämlich vor Augen geführt zu bekommen, was es heißt, Teil einer weltweiten Kirche zu sein.

Es gäbe eine Menge zu erzählen. Nachdem aber auch die Präsidentin der Synode, wie auch die Synodale Helga Neike neben etlichen anderen Vertreterinnen und Vertretern unserer Landeskirche nach Stuttgart delegiert waren, haben wir uns darauf verständigt, dass Frau Neike über die wesentlichen Punkte des Geschehens berichten wird.

Ich möchte in diesem Zusammenhang lediglich kurz meine Einschätzung dessen, dass Bischof Munib Younan als Präsident des Lutherischen Weltbundes gewählt worden ist, Ihnen vortragen.

Die letzten sechs Jahre hat Bischof Mark Hanson als Präsident die Geschicke des LWB geleitet. Insbesondere bei der Vollversammlung in Stuttgart war die glückliche Verbindung von Spiritualität, Emotion und Intellektualität in seiner Person ein Segen. Am deutlichsten wurde das bei der Abstimmung über die Vergebungsbitte an die Mennoniten. Darüber wird Frau Neike berichten.

Nicht zuletzt seinem Verhandlungsgeschick ist es zu verdanken, dass bisher die Einheit des Lutherischen Weltbundes nicht an Fragen der Sexualität zerbrochen ist. Auch wenn die Beratungen damit nicht abgeschlossen und das Thema weiterhin auf der Agenda steht, gibt es nun berechtigten Grund zu der Hoffnung, dass in den kommenden Jahren die Debatte so geführt werden wird, dass wir zu einer sachgemäßen Lösung kommen, die den Menschen dient.

Nicht zuletzt wird dies an den diplomatischen Fähigkeiten des neuen Präsidenten des LWB, Bischof Munib Younan, liegen. Ich kenne ihn seit vielen Jahren und bin mit ihm freundschaftlich verbunden. Er kommt aus Palästina, dem Land, in dem die Wurzeln des Christentums liegen, dem Land aber auch, in dem seit Jahrzehnten auf eine kaum lösbar Weise Unfrieden herrscht. Younan ist ein Christ, der sich zur Gewaltlosigkeit bekennt, Vertreter einer zahlenmäßig kleinen, finanziell schwachen Kirche mit wenig gesellschaftlichem und politischem Einfluss, einer Kirche, die auf die Kraft des Evangeliums in besonderer Weise angewiesen ist. Gleichwohl ist es ihm ein Anliegen, dass seine Kirche sich in sozialen Fragen engagiert und einen deutlichen Schwerpunkt auf Bildung und Erziehung legt. Darüber hinaus hat er in den vergangenen Jahren großen Wert auf das Gespräch sowohl mit Menschen jüdischen wie muslimischen Glaubens gelegt.

Aufgrund seiner Herkunft und seines Werdegangs verbindet er das Verständnis für die lutherischen Kirchen in Asien und Afrika mit der eigenen Kenntnis des Westens. Alle diese Fähigkeiten lassen ihn für mich bestens als Vermittler in den drängenden Fragen der kommenden Jahre geeignet erscheinen. Wir beten für ihn und die großen Aufgaben im Lutherischen Weltbund, die er jetzt wahrnimmt. Denn letztlich geht es um den Erhalt der Gemeinschaft der lutherischen Kirchen und das Bewusstsein, Teil einer weltumspannenden Kirche zu sein.

3. Weltbibelkonferenz

Ich hatte die Freude, als Vorsitzender der Deutschen Bibelgesellschaft an der Weltbibelkonferenz in Seoul teilnehmen zu dürfen. Das war für mich ein großes Erlebnis. Einmal, weil dies ein ökumenisches Ereignis besonderer Art war: Die Bibelgesellschaften sind ja, anders als in Deutschland, in den meisten Ländern nicht einer bestimmten Kirche zugeordnet, sondern ökumenisch, oft sehr freikirchlich geprägt. So gab es viele Repräsentanten, bei denen wir nicht von vorneherein wussten, zu welcher Kirche sie gehören. Natürlich waren auch römisch-katholische und orthodoxe

Bischöfe da, aber sie waren eher in der Minderheit. Im Vordergrund stand nicht die Denomination, sondern die nationale Bibelgesellschaft, aus der jemand kam.

Jeder Tag stand unter einem anderen Thema. Mitgenommen habe ich die Einsicht, dass seit 1900 bis 2500 im Trend der prozentuale Anteil der Christen an der Weltbevölkerung gleich bleibt, nämlich ein Drittel, dass somit die absolute Zahl der Christen bis 2050 weltweit wächst. Während im letzten Jahrhundert Europa und Nordamerika bald die Hälfte der Christen stellten, wird dies in 2050 auf 29% zurückgehen, die Christen in Afrika dagegen auf 32% Prozent anwachsen.

Und in vielen dieser Länder wächst die Zahl der Christen schneller als die Zahl der Bibeln. Wenn wir weltweit als Kirche Jesu Christi eine Kirche sein wollen, die ihre Grundlage in dem Wort Gottes in der Bibel hat, haben wir die Aufgabe, mit dazu beizutragen, dass in diesen Ländern die Bibelverbreitung verstärkt werden kann.

Dabei muss – darin war die Versammlung sich einig – ein besonderes Augenmerk darauf liegen, junge Menschen mit der Bibel vertraut zu machen. Und dies gilt natürlich genauso für unser eigenes Land. Lassen Sie mich darum einen kurzen Werbeblock einschieben und darauf hinweisen, dass die Deutsche Bibelgesellschaft in diesem Jahr zwei Neuheiten auf den Markt gebracht hat, die dazu geeignet sind, junge Menschen besser zu erreichen: die Basisbibel, hier ist das Neue Testament, nun fertig. Eine moderne, leicht verständliche Übersetzung von großer Genauigkeit mit allen multimedialen Möglichkeiten, die man sich vorstellen kann.

Und einen App für das I-Phone, mit dem Sie die ganze Lutherbibel immer mit sich herumtragen können.

Ein Projekt, an dem ich sowohl in meiner Eigenschaft als Mitglied des Rates der EKD als auch als Vorsitzender der Bibelgesellschaft beteiligt bin, ist die Durchsicht der Lutherbibel, die wir begonnen haben und die wir bis zum Jahr der Bibel 2015 und unbedingt vor dem Reformationsjubiläum fertig haben wollen.

4. Das Kairospapier

Im Dezember 2009 haben palästinensische Christen und Kirchenführer in Jerusalem der Öffentlichkeit ein Dokument übergeben „Die Stunde der Wahrheit: Ein Wort des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe aus der Mitte des Leidens der Palästinenser und Palästinenserinnen“.

Zwei Tage danach traf ich in Jerusalem Bischof Munib Younan von der Evangelical Lutheran Church in Jordan and the Holy Land (ELCJHL). Er meinte gleich, dass wir in Deutschland sicherlich Probleme mit diesem Dokument haben würden, insbesondere, weil darin auch von einem Boykott gegenüber Israel die Rede sei. Von daher war mir von Anfang an klar: Wir können ein solches Papier nicht einfach gutheißen und in Gänze unterstützen oder veröffentlichen, schon gleich gar nicht unterschreiben, obwohl ich aus Kreisen unserer Kirche dazu mehrfach aufgefordert wurde.

Ich habe aber in meiner Zeit in Jerusalem auch gelernt: Die Mentalitäten und Denkungsweisen in Palästina und bei uns sind sehr unterschiedlich. Dies müssen wir in Rechnung stellen, wenn wir solch ein Papier lesen. Insbesondere müssen wir beachten, dass Palästinenser einen anderen Blick auf Israel haben müssen als wir.

Und darum ist mir wichtig zu betonen: Das Dokument ist ein Hilferuf von Menschen, die unter der Besetzung durch Israel leben müssen und unter dieser Besetzung leiden. Als solches ist es in der ökumenischen Gemeinschaft der Kirchen zu hören und sein Anliegen ernst zu nehmen. Das Dokument ist auch Ausdruck des christlichen Glaubens, dass dies sich ändern kann und sich ändern muss.

Der Aufruf wendet sich an die palästinensischen Christen und will ihre Hoffnung stärken; er macht palästinensischen Muslimen die christliche Haltung deutlich; er ist ein Zeichen gegenüber dem Staat Israel und sucht die Solidarität mit den Geschwistern in der Ökumene.

Wir erkennen auch, dass der Staat Israel darin als politisches Gegenüber vorausgesetzt und anerkannt wird und damit auch die Frage des Existenzrechtes Israels positiv beantwortet wird. Für uns ist ja das Existenzrecht Israels wie auch das Recht der Palästinenser auf einen unabhängigen Staat ein entscheidendes Kriterium bei der Beurteilung jeglicher Stimme und Position zum Konflikt zwischen Israel, den Palästinensern und Palästinenserinnen und ihren Nachbarstaaten.

Deshalb ist es mir wichtig, dieses Papier zunächst zu würdigen trotz der problematischen Aussagen, die unbezweifelbar darin sind. Und man kann es auch nicht so machen, wie es der aus unserer Landeskirche stammende Professor Rolf Schieder in einem Artikel im Rheinischen Merkur tut: nämlich sofort mit den unbezweifelbar kritischen Aussagen zu beginnen und die dortigen Christen dann nicht als Christen ernst zu nehmen, sondern sie einfach als Feinde Israels zu stilisieren.

Wir wollen vielmehr als Christen ein Dokument von Mitchristen erst einmal darauf hin ansehen: Was daran muss gehört und bedacht werden? Was erfordert unsere Aufmerksamkeit?

In der Evangelischen Mittelostkommission, der ich vorsitze, haben wir eine Stellungnahme erarbeitet, deren Veröffentlichung der Rat der EKD zugestimmt hat und die ich allen Interessenten zuleiten kann. Darin haben wir das Positive an diesem Papier herausgestellt (u.a. die Betonung der Gewaltfreiheit im Widerstand gegen die Besatzung und die Betonung der Nächstenliebe auch gegenüber Israel) sowie die kritischen Punkte deutlich benannt (z.B.: den Gedanken eines Boykotts gegenüber Israel).

Noch einmal: ich meine, wir sollten diesen Aufruf zunächst einmal mit Respekt und mit großer Aufmerksamkeit entgegennehmen und die Versöhnungsbereitschaft, den Willen zur Gewaltfreiheit und den theologisch in der Liebe begründeten Verzicht auf jede Form von Rache und Vergeltung würdigen, zu denen sich der Aufruf bekennt.

Ich bin zusammen mit der EMOK nachdrücklich bereit, in diesem entschlossenen Friedenswillen einen gemeinsamen Weg zu sehen, und das weitere klärende Gespräch anzugehen.

5. Besuch der Partnerkirchen in Mittelamerika

Es war mir ein Anliegen, in meiner Amtszeit als Landesbischof alle Partnerkirchen zu besuchen, mit denen die ELKB eine klar strukturierte Partnerschaft hat. In vielen dieser Länder war seit Jahrzehnten kein bayerischer Landesbischof mehr gewesen. Es wird aber in allen Partnerkirchen als eine besondere Wertschätzung gesehen, wenn der Bischof zu Besuch kommt. So war ich bereits vor vielen Jahren in Brasilien und Papua-Neuguinea, später ausführlich in Tansania, mehrmals in der Ukraine und in Ungarn, sodass nur noch die CILCA fehlte. Im August war ich nun – zusammen mit meiner Frau, diese natürlich auf eigene Kosten, zu Besuch in der CILCA, dem Zusammenschluss der kleinen lutherischen Kirchen in El Salvador, Nicaragua, Costa Rica und Honduras.

Mich erschütterten besonders die Armut und vor allem die Gewalt, die in diesen Ländern herrschen. Und ich war zutiefst beeindruckt davon, wie wir als ELKB auch durch kleine Hilfsprojekte helfen können, insbesondere im Bereich der Bildung, die ja den Schlüssel bildet für eine positive Veränderung in diesen Ländern.

Besonders beeindruckte mich, dass durch die Stipendien, die unsere kleine Annette-und-Wolfgang-Döbrich-Stiftung in allen vier Ländern vergibt, eine viel größere Hilfe geleistet wird, als ich dies vorher vermutet hatte. Die Stipendiaten kommen aus ärmlichsten Familien und sind unglaublich engagiert – sowohl in ihrem Studium als auch sozial und in ihrer Kirche.

Ein Beispiel aus El Salvador:

Mariesol, eine junge Frau, berichtete uns von dem Schicksal ihrer Familie: Damit sie und ihre drei Brüder studieren können, sind ihre Eltern, wohl illegal, in die Vereinigten Staaten gegangen, um dort gutes Geld zu verdienen. Das war vor fünf (!) Jahren. Die Situation dort habe sich aber nicht so gut entwickelt, wie ihr Vater erhofft habe, seit drei Monaten sei er sogar völlig arbeitslos. Dass sie und ihre Brüder (zwei wohnen mit ihr zusammen, einer, der noch in die Schule geht, bei den Großeltern) überhaupt studieren können, haben sie den Studienbeihilfen der Döbrich-Stiftung zu verdanken.

Besonders gefreut hat meine Frau und mich, dass wir derselben jungen Frau zwei Tage später wieder begegnet sind, als wir einen Gottesdienst in Las Minas miterleben durften, den der bayerische Diakon Helmut Köhler und seine Frau dort leiteten. In einer ganz armen, ländlichen Umgebung sind Köhlers jeden Sonntag dort, werden von einer großen Schar von Kindern stürmisch begrüßt und feiern mit ihnen einen fröhlichen Abendmahlsgottesdienst. Führend an diesem Gottesdienst beteiligt war als Lektorin diese junge Frau.

Mit 80 – 100 Dollar im Monat Unterstützung sowie durch eigene Arbeit absolvieren diese jungen Menschen Schule und Studium und engagieren sich gleichzeitig in ihrer Kirche spirituell wie sozial.

Bildung und Ausbildung sind für sie nicht nur Mittel des persönlichen Fortkommens, sondern sie wollen damit auch ihrer Familie, ihrer Kirche und ihrem Land helfen. Das waren ermutigende Signale in einer Region, die ansonsten wenig hoffnungsvoll ist.

Morgen werden wir ja die Unterschriften unter die Partnerschaftsverlängerung leisten und Vertreter der CILCA unter uns haben. Dann werde ich noch ein wenig davon erzählen.

6. Präimplantationsdiagnostik

Hohe Synode, es gibt Eltern, die gerne ein Kind hätten und auf natürlichem Wege keines bekommen können. Die künstliche Befruchtung ist ein Weg, ihnen zu helfen. Für viele sozusagen der Weg zum „Wunschkind“. Aber kann, muss, darf es auch der Weg zu einem „Kind nach Wunsch“ sein? Wenn Eltern Erbanlagen zu bestimmten Krankheiten oder Behinderungen in sich tragen und befürchten, diese Erbanlagen an das Kind weiterzugeben, muss dann nicht alles getan werden, um dieses Risiko auszuschließen? Also nur dann den Embryo in den Mutterleib einzupflanzen, wenn sicher ist, dass er keine solchen Erbanlagen in sich trägt?

Die Methode, die dies gewährleistet heißt „PID“. Präimplantationsdiagnostik (PID) bedeutet: Der künstlich (in-vitro) - also im Reagenzglas - gezeugte menschliche Embryo wird auf genetische Dispositionen untersucht. Das Ziel ist eindeutig: Wenn „Defekte“ vorliegen, die als wahrscheinlich erscheinen lassen, dass der Embryo genetische Anlagen für Krankheit oder Behinderung in sich trägt, dann wird er aussortiert. Er wird nicht in den Mutterleib eingepflanzt, sondern der Vernichtung preisgegeben. Die PID hat also den Zweck, Wissen zur Verfügung zu stellen, das als Maßstab für die „Selektion“ menschlichen Lebens dient.

Ich bin der tiefen Überzeugung, dass die PID die Grenze des ethisch Verantwortbaren überschreitet: Gott allein ist Herr über Leben und Tod. Und Menschen dürfen sich niemals anmaßen, zwischen "lebenswert" und "lebensunwert" zu unterscheiden und menschlichem Leben das Lebensrecht abzusprechen.

„PID verhindert aber doch Spätabtreibungen“, sagen die Befürworter. „Wenn der vermutlich kranke oder behinderte Embryo in den Mutterleib einzupflanzen sei, dann müsse er eben später abgetrieben werden. Und da sei es doch im Namen der Humanität geboten, lieber den Embryo gleich zu vernichten als den Fötus im Mutterleib abzutreiben.“ Mit dieser Argumentation über den so genannten rechtzeitigen Zeitpunkt einer Tötung – die rechtlich nicht stimmt - wird faktisch die Möglichkeit von vorneherein ausgeschlossen, dass sich Eltern auch für ein Kind mit Krankheit oder Behinderung entscheiden könnten. Kann das die Absicht des Gesetzgebers sein?

Ich verstehe die großen Sorgen und Ängste von Eltern, die mit der Möglichkeit umgehen müssen, ein krankes, ein behindertes Kind zu bekommen. In der Seelsorge in unseren Gemeinden, in Beratungsstellen erleben wir in Kirche und Diakonie solche schrecklich belastenden Situationen und stehen nach Kräften den Betroffenen bei. Ich empfinde tiefe Empathie für sie. Es ist eine schwierige Situation, in die sie geraten sind. Sie müssen sich mit der Aussicht auseinandersetzen, eventuell ein krankes oder behindertes Kind zu haben.

Das ist nicht einfach. Aber durch die PID, wenn sie denn zugelassen würde, wäre von Rechts wegen ein Instrument geschaffen, das erklärtermaßen das Ziel einer Selektion verfolgt. Das besäße eine gänzlich andere ethische Dimension als die Gewissensentscheidung in einer persönlichen Konfliktlage: Es wäre von Staats wegen gebilligte Methode, um nur noch dem gesunden Leben eine Chance zu geben, jedenfalls im Blick auf den in-vitro erzeugten Embryo.

Unser Gesetzgeber hat aus gutem Grund die embryopathische, also durch Krankheit oder Behinderung eines Fötus begründete Indikation als Begründung für einen straffreien Schwangerschaftsabbruchs abgeschafft. Die Spätabtreibung wegen der Behinderung des Kindes ist also bei uns verboten. Damit hat der Gesetzgeber deutlich gemacht: Wir wollen keine Gesellschaft, in der menschliches Leben mit Krankheit oder Behinderung per se unerwünscht ist und keinen Platz mehr hat. Wir wollen keine Gesellschaft, in der nur noch "Leben nach Norm" gefordert wird.

Dass über den Umweg der medizinischen Indikation faktisch bei uns Kinder abgetrieben werden, nur weil sie behindert sind, halte ich für empörend.

Die PID würde in dieselbe Richtung weisen: PID würde die embryopathische Indikation durch die Hintertür wieder einführen. Das Signal wäre: Wenn irgend möglich, soll Leben mit Behinderung im Keim erstickt werden. Für Menschen, die behindert sind, wäre das ein verheerendes Signal. Und insgesamt für unser Gemeinwesen ein Zeichen von Inhumanität: Schon jetzt berichten Eltern von behinderten Kindern, dass sie zu hören bekommen, es hätte ja doch auch die Möglichkeit einer Abtreibung gegeben und weshalb sie trotzdem ein Kind mit Behinderung zur Welt gebracht haben. Gegen solche Tendenzen setze ich mich zur Wehr. Denn das christliche Menschenbild weiß, dass nicht nur die Starken, Gesunden und der "Norm" entsprechenden Menschen Geschöpfe und Ebenbilder Gottes sind.

Schließlich: Ich befürchte, dass die PID ein Einstieg in eine noch viel weitergehende Entwicklung ist, der es zu wehren gilt. Erfahrungen aus Ländern, in denen die PID praktiziert wird, geben jedenfalls allen Anlass zu dieser Sorge. Es geht dann bei der PID nicht mehr allein um genetische "Defekte", die zu Krankheit und Behinderung führen können. Sondern die Frage nach Geschlecht, Intelligenz, Beschaffenheit und Eigenschaften kommt ins Spiel. Weibliche Embryonen werden aussortiert, weil ein Junge gewünscht wird. Beruflich erfolgreiche Samenspender werden bevorzugt, weil im Portfolio der Samenbanken genetische Dispositionen zu hoher Leistungsfähigkeit höhere Preise erzielen.

In den USA hat bereits eine juristische Diskussion darüber begonnen, ob in-vitro erzeugte Menschen später etwa im Krankheitsfall einen Schadensersatz gegenüber ihren Eltern geltend machen können, wenn diese nicht alle Möglichkeiten der PID genutzt haben. Das ist kein Horrorszenario. Das ist Realität, mit der wir uns auseinandersetzen müssen, wenn wir über PID diskutieren.

Deshalb erhoffe und erwarte ich vom Gesetzgeber, dass er den durch das BGH-Urteil vom 6. Juli 2010 aufgezeigten Handlungsbedarf ernst nimmt und rechtliche Klarheit schafft: Durch ein unmissverständliches Verbot der PID. Der hohe Standard des Embryonenschutzes darf nicht durch die PID aufgeweicht werden. Christen wissen: Leben ist ein Geschenk. Es gibt kein Recht auf ein Kind. Und es gibt gewiss kein Recht auf ein gesundes Kind um jeden Preis. Diese Einsicht möge die politischen Diskussionen, die anstehen, leiten. Und ich hoffe sehr, dass auch der Rat der EKD bei dieser Haltung, die bis heute geltende Beschlusslage in der EKD ist, bleiben wird.

7. Zusammenleben von Christen und Muslimen in Deutschland am Beispiel Penzberg

Bundespräsident Christian Wulff betonte in seiner Rede zum 20. Jahrestag der deutschen Einheit am 3. Oktober dieses Jahres, dass Christentum und Judentum zweifelsfrei zu Deutschland gehören. Der Islam gehöre aber inzwischen auch zu Deutschland, so der Bundespräsident weiter. Diese Aussage in Kombination mit manchen provozierenden Thesen im Buch „Deutschland schafft sich ab“ von Thilo Sarrazin hat eine heftige Debatte über Muslime und Migranten entfacht, die in einem hohen Maß an Emotionalität geprägt war und ist. Immer wieder war der Vorwurf zu hören, dass die Diskussion über Migration und den Islam in Deutschland längst hätte geführt werden müssen, und dass sich die Gesellschaft, die Politik, aber auch die Kirchen bisher nicht oder zumindest nicht genügend um dieses Thema gekümmert hätten.

Diesen Eindruck teile ich – zumindest im Hinblick auf die Kirchen - nicht. Wir haben immer wieder zu einem offenen und konstruktiven Dialog mit dem Islam aufgerufen. Dass in Deutschland mittlerweile vier Millionen Muslime leben und somit zu Deutschland gehören und nicht einfach „weggedacht“ werden können, ist eine Tatsache. Sie ist weder wegzudiskutieren noch zu ignorieren. Beides führt nicht zum Ziel. Die Frage ist, was diese Tatsache, dass vier Millionen Muslime in Deutschland leben, bei den Menschen auslöst und wie damit umzugehen ist. Manchen macht das Angst. Doch Angst war schon immer ein schlechter Ratgeber. Vielmehr ist deutlich Gesicht zeigen und das überzeugte Leben des eigenen Glaubens angesagt.

Wir befinden uns mittlerweile im Wettbewerb der Religionen und Glaubensüberzeugungen. Wenn wir nicht mehr für unseren Glauben gerade stehen können und wollen, dann, aber auch nur dann ist unser Abendland in Gefahr. Denn dann entsteht ein Raum der Leere, ein Wertevakuum, das sich zweifellos irgendwie füllen wird, sei es durch andere Religionen, durch andere Weltanschauungen oder durch radikale und totalitäre Kräfte.

Deshalb sehe ich es als unsere Aufgabe als Christen an, mit den Muslimen das Gespräch zu suchen, die ihren Glauben im Einklang mit unserem Grundgesetz leben und praktizieren möchten. Wenn wir diese Muslime unterstützen, dann haben die radikalen, islamistischen Kräfte weniger Möglichkeit sich zu entfalten.

Die muslimische Gemeinde in Penzberg erlebe ich als eine solche offene und den Werten unserer Gesellschaft verpflichtete islamische Gemeinde. So hat es mich sehr gefreut zu lesen, als der Imam der Moschee in Penzberg, Benjamin Idriz, nach dem am 1. Januar 2010 vereitelten Mordanschlag auf den dänischen Mohammed-Karikaturisten Kurt Westergaard in seiner Predigt das Recht auf Meinungsfreiheit betont und Zwang und Gewalt abgelehnt hat. Gleichzeitig nahm er Bezug auf das deutsche Grundgesetz und die darin verankerten Werte und setzte sich für die Dementierung von radikalen Äußerungen aus den Reihen des Islam ein.

Dieser Eindruck von der islamischen Gemeinde in Penzberg und den dortigen Verantwortungsträgern hat sich bei meinem Besuch am 5. Juli bestätigt. Nach meinen bisherigen Erfahrungen kann ich nur sagen: In Penzberg ist eine muslimische Gemeinde, wie man sie sich im Zusammenleben mit Kirchengemeinden und Kommunen nur wünschen kann.

Ich weiß natürlich auch, dass Benjamin Idriz von mancher Seite auch ganz anders und zwar sehr negativ eingeschätzt wird. Persönlich kann ich jedoch nur das beurteilen, was ich von ihm und von der Gemeinde in Penzberg sehe und höre. Und das ist eine Form des Islam, wie ich sie mir im Zusammenleben in unserem Land nur wünschen kann.

Im Vorfeld zu der von einem freikirchlichen amerikanischen Pastor geplanten und dann doch - Gott sei Dank - unterbliebenen Koran-Verbrennung in Florida, habe ich einen Brief an sämtliche muslimische Verbände in Deutschland geschrieben und darin betont, wie sehr wir diese Form der geplanten Provokation verurteilen.

Gleichzeitig mit der Bekundung meiner Solidarität habe ich in diesem Brief auch noch ein weiteres Thema angesprochen, das meines Erachtens oftmals nicht oder zuwenig angesprochen wird. Die Verfolgung von Christen und deren Unterdrückung in islamischen Ländern. Ich habe die Muslime darum gebeten, sich für die Rechte der Christen in islamischen Ländern einzusetzen und habe hinzugefügt: „...*Christus hat uns gelehrt, dass wir Unrecht nicht mit Unrecht beantworten dürfen. Er hat uns vielmehr dazu aufgerufen, das Gute und Richtige zu tun und Liebe zu üben, auch wenn uns Unrecht angetan wird.*“

Ich bin sehr froh und dankbar, dass sich auch in diesem Bereich etwas bewegt. Der Ratsvorsitzende der EKD, Nikolaus Schneider, hat auf der EKD-Synode vorletzte Woche an die Muslime appelliert, keine Gewalt gegen Andersgläubige auszuüben. Von den Muslimen bei uns erwarte ich, dass sie dieses Anliegen teilen und sich auch dafür stark machen. Genau dies hat Imam Idriz in diesen Tagen getan, als er sich mit einem Aufruf an seine Glaubensbrüder und -schwestern gewendet hat, indem er jeder Form von Terror eine klare Absage erteilt und dazu auffordert, stattdessen Frieden zu verbreiten. Dafür bin ich sehr dankbar.

8. Christen und Juden – Änderung der Verfassung der ELKB

Wir haben gemeinsam auf der Frühjahrssynode über die angestrebte Verfassungsänderung beraten, und uns darauf verständigt, dass wir und wie wir die Präambel verändern wollen.

Dabei war der *magnus consensus* in den kirchenleitenden Organen schon hergestellt. Uns war es aber wichtig, dass zum einen die Diskussion in unserer Landeskirche zu diesem Thema entfacht wird. Zum anderen wollten wir, dass eine solche Änderung auch auf ganz große Zustimmung in unserer Kirche insgesamt stößt. Deshalb haben wir im Landeskirchenrat und im Landessynodalausschuss beschlossen, einen Brief an alle Dekanate, Gemeinden, Einrichtungen, Dienste und Ausbildungsstätten zu schreiben und sie um Rückmeldung zu bitten. Wir hatten um eine Rückmeldung bis Ende Oktober gebeten. Dies war ein Fehler, da viele in der kurzen Zeit zwischen Juni und Oktober nicht dazu kamen, diese Frage zu beraten.

Wir haben die Frist deshalb inzwischen verlängert bis Ende Januar 2011.

Außerdem hatten wir geschrieben, dass formal eine fehlende Antwort als Zustimmung gewertet werden sollte. Dies ist an vielen Orten auf massive Kritik gestoßen. Verbunden mit der kurzen Fristsetzung meinten manche, wir wollten die Zustimmung sozusagen erschleichen. Dabei haben sie übersehen, dass es nicht um eine Zustimmung im rechtlichen Sinne ging. Es sollte nicht abgestimmt werden, sondern wir wollten möglichst viele Menschen unserer Landeskirche in den wichtigen Diskussionsprozess mit einbeziehen und auf ihre Meinung hören.

Allerdings bin ich aufgrund von mehr als 15 Jahren Erfahrung in der Kirchenleitung dezidiert der Meinung, dass diese Vorgehensweise richtig war und ist. Denn es ist leider so, dass viele unserer Pfarrer und Pfarrerrinnen auch auf noch so dringliche Bitten hin Anfragen aus der Kirchenleitung einfach überhaupt nicht beantworten. Erst letzte Woche mussten wir feststellen, dass auch auf zweimalige Anfrage hin nur 28 unserer 67 Dekanate sich zu meiner Bitte geäußert haben, über ihre Aktivitäten am Buß- und Betttag Auskunft zu geben. Wir müssen deshalb davon ausgehen, dass viele, die nicht antworten, deshalb nicht gegen die Verfassungsänderung sind. Zumal eine Ablehnung dieser Änderung ja durch ein einfaches Ankreuzen sichtbar zu machen ist und eine nähere Begründung gar nicht erfolgen muss. Wer also nicht damit einverstanden ist, dass seine Nichtantwort als Zustimmung gewertet wird, kann dem ganz leicht abhelfen, indem er „Nein“ ankreuzt und dies zurückschickt. Diese Kritik leuchtet mir darum weiterhin nicht recht ein.

Sehr gefreut habe ich mich über die vielen inhaltlichen Kritiken an unserem Vorschlag, da diese zeigen, dass Menschen sich ausführlich mit ihm beschäftigen. Die ausführliche Kritik von Dekan Dr. Brandt hat in besonderer Weise diskussionsfördernd gewirkt.

Verehrte Synodale, ich hätte es natürlich sehr schön gefunden, wenn auf der nächsten Synodentagung, die ja, so Gott will, die letzte sein wird, an der ich als amtierender Bischof teilnehmen werde, auch die Tagung wäre, auf der diese mir wichtige Verfassungsänderung beschlossen werden könnte. Aber ich halte es für viel wichtiger, dass wir, dass Sie ausführlich diese Frage mit all denen diskutieren, die sich hier zu Wort melden, als dass diese Verfassungsänderung im Frühjahr erfolgt. Ein wirklicher Zeitdruck besteht nicht.

9. Bündnis für Toleranz

Ich war sehr erschrocken, als ich vor kurzem von dem Ergebnis einer Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung erfuhr, dass Ausländerfeindlichkeit und Fremdenhass unter evangelischen Bundesbürgern weiter verbreitet ist als unter den übrigen Mitbürgern. Es handelte sich dabei um eine repräsentative bundesweite Umfrage, die deutlich macht, wie sehr rechtsextremistisches Gedankengut in der Mitte der Gesellschaft vorhanden ist.

Das hat mich bestärkt in meinem Bemühen, zusammen mit dem „Bündnis für Toleranz“ dagegen anzugehen. Das Bündnis hat anfangs dieses Jahres in Alexandersbad mit ganz hoher politischer Repräsentanz das dreijährige Bestehen der dort angesiedelten Projektstelle gefeiert. Landtagspräsidentin Barbara Stamm hat einen viel beachteten Vortrag gehalten, der auch in unseren Nachrichten abgedruckt war. Auf dem ÖKT war das Bündnis auf der Agora anwesend und hatte großen Zuspruch. Im Oktober konnten wir dann aus Anlass des fünfjährigen Bestehens des Bündnisses in der Staatskanzlei an einer Veranstaltung des Ministerpräsidenten unter der Rubrik „Dialog unter der Kuppel“ teilnehmen, die im Dezember in BR Alpha ausgestrahlt wird.

Mit großem Bedauern musste ich dann im Oktober erfahren, dass die engagierte Inhaberin der Projektstelle, Frau Dr. Simone Richter, uns zum 31.12. dieses Jahres verlassen wird, um eine andere, unbefristete Stelle anzutreten. Ich möchte ihr auch an dieser Stelle und wie ich hoffe, auch in Ihrem Namen, ganz herzlich für ihre hervorragende Arbeit gegen den Antisemitismus zu danken. Ab Frühjahr wird ihr dann für die nächsten fünf Jahre Herr Martin Becher nachfolgen, der bisher Geschäftsführer der afa war.

10. Zusammenleben homosexueller Pfarrerinnen und Pfarrer im Pfarrhaus

Für den nächsten Punkt meines Berichts möchte ich vorab eine Standortbestimmung hinsichtlich der bisherigen Handhabung in unserer Landeskirche geben, um zum einen die Kontinuität und zum anderen die Veränderungen, die sich durch den Beschluss des Landeskirchenrats (LKR) ergeben, zu verdeutlichen.

Bereits seit Jahren können gleichgeschlechtlich orientierte Personen in der ELKB Pfarrerinnen und Pfarrer werden. Dies wurde nie in einen Beschluss gefasst, schließlich wurden die Kandidatinnen und Kandidaten für das Pfarramt nicht dazu aufgefordert, ihre geschlechtliche Orientierung darzulegen. Der Gruppe der gleichgeschlechtlich orientierten Personen sind so wenig wie anderen Pfarrerinnen und Pfarrern in unserer Landeskirche bestimmte Stellen verwehrt, weder im landesweiten noch im gemeindlichen Einsatz.

Es wurde aber stets darauf geachtet, dass bei einem Pfarrer oder einer Pfarrerin, der bzw. die seine / ihre gleichgeschlechtliche Orientierung offen gelegt hat, ein Einsatz im Gemeindedienst nur dann möglich ist, wenn es eine Einmütigkeit (magnus consensus) von Kirchenvorstand, Landeskirchenrat, Dekan/Dekanin und Regionalbischof/Regionalbischöfin gibt. Es hat ja keinen Sinn, dass bereits vor Antritt einer Stelle die ersten Schwierigkeiten zwischen der Gemeinde und dem Pfarrer bzw. der Pfarrerin entstehen. Das würde beiden, sowohl der Gemeinde als auch dem Pfarrer oder der Pfarrerin schaden.

Gleichgeschlechtlich orientierten Pfarrern und Pfarrerinnen, die in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft leben und im Gemeindedienst eingesetzt sind, war es bisher in der ELKB nicht möglich, mit dem Partner, der Partnerin im Pfarrhaus zu wohnen.

Der LKR ist nach langer und intensiver Diskussion übereingekommen, bei der Besetzung von Pfarrstellen seine bisherige Beschlusslage im Blick auf homosexuelle Pfarrerinnen und Pfarrer zu ändern. Seit Juli 2010 gilt als Grundlage für unser Handeln bei Pfarrstellenbesetzungen: „Im Einzelfall kann der Landeskirchenrat Paaren, die in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft leben, das gemeinsame Leben im Pfarrhaus gestatten, wenn es dazu eine

Einmütigkeit (magnus consensus) von Kirchenvorstand, Landeskirchenrat, Dekan/Dekanin, Regionalbischof/Regionalbischöfin gibt.“

Ich habe in den letzten Jahren mehrfach gegenüber Pfarrern und Pfarrerinnen, die in einer homosexuellen Partnerschaft leben, deutlich gemacht, dass ich zu Zeiten, in denen Homosexuelle in unserer Gesellschaft diskriminiert wurden, Verständnis dafür hatte, wenn schwule Pfarrer sich auch öffentlich für die Rechte Homosexueller eingesetzt haben.

Inzwischen ist die Gesellschaft in dieser Frage liberaler und offener geworden, offener womöglich als weite Kreise in der Kirche. Inzwischen erwarte ich von schwulen Pfarrern, dass sie sich zuerst um den Frieden in ihrer Gemeinde und in der Kirche sorgen, vor der Bemühung um ihre eigene Lebensform. Diese Prioritätensetzung wurde von diesen zwar nicht für richtig gehalten, aber respektiert. Und ich habe doch Verständnis dafür gespürt, dass ich als Bischof, dem der Frieden in der Kirche ein Herzensanliegen ist und von unserer Kirchenverfassung her auch sein muss, so argumentiere.

Ich erlebe Gemeinden mit schwulen oder lesbischen Pfarrerinnen und Pfarrern, in denen der Partner, die Partnerin bekannt ist, diese Beziehung akzeptiert wird und es zu keinem Unfrieden in die Gemeinde kommt. Die offene Frage, die wir uns in der Juli-Klausur des LKR gestellt haben, war: Wie groß ist der Unfriede, der möglicherweise bei einer Öffnung des Pfarrhauses für verpartnerte Paare in die Landeskirche insgesamt gebracht wird?

Wir überlassen damit die Entscheidung nicht den Gemeinden, das möchte ich betonen. Sondern die Entscheidung wird durch den Landeskirchenrat getroffen, wie es unsere Verfassung vorsieht. Und dieser wird einer Regelung nur zustimmen, wenn dadurch der Friede in unserer Kirche und der konkreten Gemeinde nicht gefährdet ist. Darum ist nicht nur die Einmütigkeit im Kirchenvorstand wichtig, sondern auch die klare Zustimmung des zuständigen Dekans/der Dekanin sowie des Oberkirchenrates/der Oberkirchenrätin im Kirchenkreis und des LKR insgesamt.

Um es noch einmal deutlich zu sagen: alle genannten Beteiligten müssen einmütig zustimmen. Damit wird klar: es geht um die Regelung von einzelnen Situationen (das sind Stellenbesetzungen bei uns immer) und von klaren Ausnahmen. Dass wir von Ausnahmen reden, bedeutet nicht etwa Diskriminierung, aber es bedeutet, dass „Ehe und Familie“ das Leitbild für die christliche Verkündigung ist und bleibt und ein Zusammenleben, das von Dauerhaftigkeit, Verlässlichkeit und gegenseitiger Verantwortungsübernahme geprägt ist.

Es war uns als Landeskirchenrat wichtig, Ihnen, hohe Synode, unsere Entscheidung im Vorfeld dieser Landessynode in Neu-Ulm mitzuteilen und zu verdeutlichen, dass es sich bei diesem Thema aus unserer Sicht nicht um eine den status confessionis betreffende Frage, sondern um eine Ordnungsfrage handelt, die in der Entscheidungsbefugnis des Landeskirchenrats liegt. Deshalb habe ich großen Wert darauf gelegt, Sie, liebe Schwestern und Brüder, in Form eines Briefes am Ausschusstag in Nürnberg und am Abend zuvor mündlich in den Arbeitskreisen über den Beschluss des Landeskirchenrats und das weitere geplante Vorgehen zu informieren.

Unverständnis habe ich in erster Linie dafür geerntet, dass ich am Montag nach dem Ausschusstag, dem 15. November, eine Pressekonferenz zum Thema „Zusammenleben gleichgeschlechtlicher Paare im Pfarrhaus“ abgehalten und die Medien über den Beschluss des Landeskirchenrates informiert habe.

Wir hätten natürlich gleich nach unserer Juli-Klausur die Medien davon unterrichten können. Das habe ich nicht getan, weil ich erst den LSA und dann Sie alle davon in Kenntnis setzen wollte. Alles andere hätte ich für ein Nicht-Ernstnehmen eines anderen Verfassungsorgans gehalten.

Mit der Pressekonferenz am vergangenen Montag, über die der LSA seit September informiert war, sollte der Landessynode nicht die Möglichkeit genommen werden, über das Thema „Homosexualität“ zu diskutieren. Ich wollte verhindern, dass dieses Thema, nachdem wir die Stellungnahme des LKR am Ausschusstag verteilt haben, bloß gerüchteweise in den Medien auftaucht. Das hätte nach meiner Einschätzung eine kaum zu ermessende Eigendynamik

entwickelt. Eine solche Stellungnahme ist ja nicht geheim. Deshalb war es mir wichtig, dass ich die Presse informiere, um eben solche, nicht zutreffenden Gerüchte zu vermeiden.

Wenn ich mit diesem meinem Vorgehen Sie, Mitglieder der Synode, verärgert oder vor den Kopf gestoßen habe, bedauere ich dies sehr. Ich entschuldige mich dafür. Dies ist und war zu keinem Zeitpunkt meine Absicht. Und das hielte ich auch nicht für eine angemessene Verhaltensweise zwischen uns. Ich möchte aber sehr um Ihr Verständnis für mein Vorgehen werben.

Nachdem bei meinen Gesprächen in den Arbeitskreisen, für deren offene Atmosphäre ich mich sehr bedanke, ansatzweise die kritische Frage nach dieser Pressekonferenz aufgetaucht war, habe ich Samstag und Sonntag vergangener Woche in vielen Telefonaten überlegt, ob wir diese noch absagen können. Ich habe dann entschieden, sie abzuhalten das Gefühl hatte, dass eine Absage zu diesem Zeitpunkt noch größere Probleme mit sich gebracht hätte. Ich muss deshalb inzwischen sagen, dass diese Entscheidung, die Pressekonferenz abzuhalten, ein Fehler war, für den ich mich entschuldigen muss.

Aus Sicht des Landeskirchenrates ist mit dem Beschluss vom Juli 2010 eine Regelung getroffen, die meiner Meinung nach eine Abstimmung über die verschiedenen Anträge Nr. 68 nicht notwendig macht. Stattdessen wäre es m.E. sinnvoll, wenn wir den inhaltlichen Diskussionsprozess, der mit der Fürther Erklärung begonnen hat, geistvoll fortsetzen würden. Eine Abstimmung in dieser heiklen Frage, der keine offene und breit angelegte Diskussion vorausgehen würde, würde eventuell großen Schaden anrichten.

Wir könnten als Kirche bei einer solchen Abstimmung, wie auch immer sie ausginge, auf ganzer Linie nur verlieren - und zwar nicht nur ein paar wenige Mitglieder. Allein die Zuschriften, die ich in der vergangenen Woche erhalten habe, zeigen deutlich, wie sehr dieses Thema die Meinungen der Menschen in unserer Kirche spaltet und wie sensibel mit diesem Thema umgegangen werden muss. Ich war z.B. sehr betroffen von und erschrocken über manche aus meiner Sicht diskriminierenden Äußerungen gegenüber homosexuellen Menschen.

Deshalb halte es für dringend notwendig, über das Thema „Homosexualität“ inhaltlich zu über einen längeren Zeitraum zu diskutieren.

Am Ende eines solchen Diskussionsprozesses sollte es dann zu einer Erklärung kommen, die – vielleicht ähnlich wie in Fürth 1993 – eine Standortbestimmung unserer Landeskirche zum Thema „Homosexualität“ beinhaltet. In Fürth wurde es damals folgendermaßen formuliert: *„Seelsorgerliche Begleitung von homophilen Menschen will, wo eine Veränderung dieser Prägung und Neigung unmöglich erscheint, zu einem verantwortlichen Umgang mit der Homosexualität ermutigen. Das kann auch die Bejahung und Begleitung einer verantwortlich gelebten Partnerschaft einschließen.“*

Eine Standortbestimmung unserer Landeskirche nach einem solchen Diskussionsprozess könnte dann – so meine Hoffnung – von einer breiten Mehrheit trotz unterschiedlicher Sichtweisen getragen werden. Fürth wäre dafür eine gute Ausgangsbasis. Das Gespräch über das Thema „Homosexualität“ und in dem Zusammenhang über Bibelhermeneutik in unserer Kirche sollte dabei nicht nur auf der Ebene der kirchenleitenden Organe geführt werden. Alle, die in sachlicher Weise ihre Bedenken geäußert haben, sollten eine Gelegenheit bekommen, mit uns darüber zu reden.

II. Dekanatsbesuche

Die Dekanatsbesuche im vergangen Jahr gehörten wie auch die Besuche in den Jahren zuvor zu den schönsten Ereignissen in meinem Bischofsjahr. Schweinfurt, Uffenheim, Landshut, Gunzenhausen, Altdorf und Wassertrüdingen waren die Stationen meiner diesjährigen Besuche. Weitere fünf Visitationen stehen noch an. Danach werde ich – so Gott will - sämtliche Dekanate in unserer Landeskirche besucht haben.

Neben Herausforderungen, die ich in den einzelnen Dekanaten hinsichtlich der Umsetzung des Landesstellenplans, der jeweiligen strukturellen Gegebenheiten oder weiterer Besonderheiten deutlich wahrgenommen habe, war ich wiederum

sehr angetan vom Engagement der Mitarbeitenden in den Gemeinden, seien es das der Hauptamtlichen oder das der Ehrenamtlichen. Begeistert war ich auch vom Einsatz und vom Ideenreichtum vieler Gemeinden, den sie aufbringen, um ihre jeweilige Kirchengemeinde und ihr Dekanat lebendig zu gestalten.

Gewiss wurden mir auch die Bedürfnisse und die Schwierigkeiten in den Gemeinden und Dekanaten offen genannt, so dass ich im Gespräch mit den Beteiligten sofort auf die einzelnen Aspekte eingehen und versuchen konnte, zügige und nachhaltige Lösungen anzudenken. Doch bei allen Herausforderungen und Problemen, die es in den Gemeinden und Dekanaten gibt, habe ich nirgends eine „Kultur des Jammerns“ erlebt. Der Blick war stets nach vorn und – so hatte ich den Eindruck – nach oben gerichtet, zu Gott, aus dessen Hand wir leben und durch dessen Segen unsere Kirche besteht.

Ich möchte an dieser Stelle betonen, so wie ich es in diesem Punkt schon öfters getan habe, dass, wenn ich auf die Arbeit in den Dekanaten und Gemeinden sehe, mir um die Zukunft unserer Kirche nicht bange ist.

12. Staatsleistungen

Ich bin sehr dankbar, dass das Verhältnis von Staat und Kirche in unserem Freistaat ausgezeichnet ist. Das betrifft nicht nur die Staatsregierung und die sie tragenden Parteien, sondern auch alle anderen Parteien, die im Parlament vertreten sind. Dabei haben wir eine klare Trennung von Staat und Kirche, die bestimmt ist davon, dass beide Aufgaben für die Allgemeinheit haben, in denen nur eine gute Zusammenarbeit und eine wohlwollende Neutralität des Staates gegenüber den Kirchen für die Bürger von Nutzen ist.

Dies wird heute in manchen Kreisen immer mal wieder bestritten, nicht selten angeblich mit Zahlen belegt, die oft weit weg sind von der Wirklichkeit. Dabei wird oft gar nicht zwischen den verschiedenen gearteten Zahlungen unterschieden, die erfolgen. Eine Erstattung der Kosten etwa, die die Kirche für Leistungen erhält, die sie – wie andere Organisationen – subsidiär für den Staat erbringt, etwa im Bereich der Wohlfahrtspflege, der Kindertagesstätten oder der Schulen, ist etwas völlig anderes als die so genannten Staatsleistungen im engeren Sinn, die ein Ersatz sind für Säkularisierungen früherer Jahrhunderte, wo der Staat kirchliches Eigentum vereinnahmt hat, das für die Gehaltszahlungen an die Pfarrer und Kirchenleitungen bestimmt war.

Noch einmal etwas völlig anderes ist die Serviceleistung des Staates im Bereich des Kirchensteuereinzuges. Im ersten Bereich spart der Staat unglaublich viel Geld gegenüber der Alternative, dass er all die genannten Pflichtaufgaben im Sozialen und in der Bildung selbst machen müsste. Im zweiten Bereich gibt es gültige Verträge, die nicht dadurch ungültig oder auch nur schlechter werden, dass sie ein gewisses Alter haben. Beim Kirchensteuereinzug schließlich erhält der Staat wesentlich mehr an Erstattung als ihn dieser Einzug kostet.

Ich bin froh, dass der Landeskirchenrat in der letzten Woche beschlossen hat, eine Arbeitsgruppe zu beauftragen, diesen ganzen Komplex so zu erarbeiten, dass wir für die Öffentlichkeit leicht verständliche Ergebnisse mit genauen Zahlen präsentieren können.

13. Immobilienprojekt – Kirchenbau nach 1945

Bei der Betrachtung des folgenden Bildes fragen Sie sich vielleicht „Was ist das?“ Und „Wo ist das?“ Ist es ein Bild, eine Skulptur, ein Gemälde, ein Teil eines Gebäudes? Man sieht ein tiefblaues Bild, mit unterschiedlichen Farbnuancen, strukturiert in Rechtecke, Quadrate und Linien. Wenn man genau hinschaut, so entdeckt man in der Mitte ein Kreuz, genauer gesagt ist es ein Fensterkreuz, eingebettet in die Mitte eines großen Kreuzes, bestehend aus fünf Quadraten.

Das Foto gibt den Blick wieder, den man einnimmt, wenn man in der Mitte der Magdalenenkirche in Eching steht und an die Decke sieht. Dieses Bild sowie weitere hoch interessante Fotos und Texte befinden sich in dem Buch „Evangelischer Kirchenbau in Bayern seit 1945“, das wir am 28. April dieses Jahres der Öffentlichkeit präsentieren konnten.

Es geht in diesem Buch nicht in erster Linie um die Präsentation von großartigen Bauwerken, um den Versuch eigenes Können und Vermögen von Architekten und Kirchengemeinden in den Mittelpunkt zu stellen. Vielmehr geht es darum, Räume der vergangenen 65 Jahre zu präsentieren, die Ausdruck gelebten Glaubens sind. Räume, die sich für den Glauben der Menschen öffnen, Räume, in denen sich Glaube entfalten kann, in denen Glaube Gestalt gewinnt und Menschen inspiriert, ihren Glauben zu leben und weiterzugeben.

Jede der Kirchen, die in diesem Buch abgebildet ist, stellt ein solches Architektur gewordenes Stück Glauben dar. Jede Kirche anders, nicht immer einhellig bewundert und befürwortet, aber jede auf ihre Art Ausdruck des Glaubens.

Über 700 Kirchen wurden nach 1945 seitens der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern gebaut. Ich selbst durfte Anfang dieses Jahres die zwölfte Kirche während meiner Amtszeit als Landesbischof einweihen. Und so freue ich mich, dass wir gegen den Trend und gegen den Abgesang auf unsere Kirchen und die ständig (jedenfalls was Bayern betrifft fälschlich) zitierten Ent- und Umwidmungen auch heute noch neue Kirchen zur Ehre Gottes und zur Freude der Menschen bauen und in ihren Dienst stellen dürfen. Ich muss es immer wieder neu betonen: über 60 Einweihungen von neugebauten Kirchen und sakralen Räumen in den letzten 20 Jahren stehen insgesamt 4 Entwidmungen gegenüber, zwei davon werden jetzt von anderen christlichen Kirchen genutzt.

Ich finde, es ist ein wunderbares Buch geworden und kann Ihnen, liebe Schwestern und Brüder, die Lektüre nur wärmstens ans Herz legen. Stellvertretend für alle, die sich bei diesem Projekt engagiert und mitgeschrieben haben, möchte ich zwei Personen besonders hervorheben: Herrn Oberkirchenrat Dr. Hans-Peter Hübner und den Kunstbeauftragten unserer Landeskirche, Kirchenrat Helmut Braun, denen ich für ihre unermüdliche Arbeit und für die Herausgabe dieses Buches ganz herzlich danken möchte.

Mit diesem Buch wurde uns nicht nur ein Zeitdokument hinterlassen, sondern ein Werk, das Kirchen als Ausdruck des Glaubens präsentiert, als Orte, die uns Raum für Gemeinschaft und Gottesdienst geben und die Heimat für unseren Glauben geworden sind.

Ich bin mir sicher, dass wir noch lange nicht am Ende des Kapitels „Kirchenneubauten in Bayern“ angekommen sind und hoffe, dass es noch viele Kirchenneubauten und -umbauten geben wird, die Ausdruck unseres christlichen Glaubens nach außen wie nach innen sein können.

14. Lutherdekade – Jahr der Taufe

Noch sieben Jahre sind es bis zum 500jährigen Reformationsjubiläum im Jahr 2017. Die Vorbereitungen laufen und sind in Form der Reformationsdekade nicht nur als Vorbereitung auf das Jubiläum, sondern als eigene wichtige Themeneinheiten zu verstehen.

Ich persönlich wünsche mir – und diesen Wunsch teile ich auch mit dem Ratsvorsitzenden Nikolaus Schneider –, dass wir das Reformationsjubiläum 2017 gemeinsam mit der Römisch-Katholischen Kirche begehen und dieses Jubiläum nicht dazu verwenden, uns selbst zu feiern, wie man auch immer wieder als Vorschlag hören kann.

Es ist nun unsere Aufgabe, in den Jahren der Vorbereitung zum Reformationsjubiläum die entscheidenden Fragen der Reformation verstehbar in unsere heutige Zeit zu übersetzen. Dabei finde ich es sehr gut, Schwerpunkte für jedes Jahr zu setzen, mit denen wir uns als EKD intensiver beschäftigen. In diesem Jahr war es das Thema Bildung. Im kommenden Jahr werden wir im Rahmen der Lutherdekade das „Jahr der Taufe“ haben.

Die Taufe ist das Band der Einheit zwischen den christlichen Konfessionen. Sie ist für mich deshalb auch einer der wichtigsten Anknüpfungspunkte, um unsere ökumenischen Beziehung zu den unterschiedlichen Konfessionen zu stärken und zu intensivieren. So werden wir in Bayern in verschiedenen Kirchenkreisen und Dekanaten Aktionen dazu haben, wie etwa ein großes Tauffest in Nürnberg und als Leitender Bischof der VELKD habe ich mir dies als Jahresthema gewählt: „Die Taufe als Band der Einheit“.

Ich fände es wunderbar, wenn wir künftig steigende Zahlen von Taufanwärtern hätten, seien es Kinder oder auch Erwachsene. Wir haben die wunderbarste Botschaft der Welt! Wenn es uns gelingt, dies auch nach außen immer wieder deutlich werden zu lassen, dann bin ich überzeugt davon, dass es wieder mehr Menschen gibt, die sich für den Glauben an Jesus Christus interessieren und dann auch unsere Kirche wieder wachsen wird.

III. Schlussbemerkung

Sehr verehrte Frau Präsidentin, hohe Synode, liebe Schwestern und Brüder,

„Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht“, so habe ich meinen diesjährigen Bericht überschrieben. Im ersten Teil mit dem Schwerpunkt auf meinem Jahresthema „Geistliche Gemeinschaften“ war es mir wichtig, Ihnen von Beispielen gemeinsam gelebten christlichen Glaubens zu berichten, die mich im vergangenen Jahr sehr beeindruckt haben. Die Kommunitäten und geistlichen Gemeinschaften orientieren sich sehr stark an diesem Appell aus dem Philipperbrief und sind mir persönlich darin Vorbild für unser Zusammenleben und –wirken in unserer Landeskirche.

Auch für den zweiten Teil habe ich diese biblische Überschrift gewählt. Bei den angesprochenen Punkten handelt es sich teilweise um sehr kontrovers diskutierte Themen, bei denen es nicht immer einfach fällt, diese in der Überschrift gewünschte Gesinnung zu praktizieren. Doch es ist unsere explizite Aufgabe, den jeweils anderen in seiner Meinung und in seinem Standpunkt zu akzeptieren und ihn ernst zu nehmen. Denn nur so können wir gemeinsam an unserer Kirche als einer Gemeinschaft Jesus Christi bauen und arbeiten.

Ich hoffe und bete dafür, hohe Synode, dass bei allen vorhandenen unterschiedlichen Meinungen und Kontroversen Jesus Christus das Zentrum unseres Denkens und Handelns ist und bleibt.

Er segne seine Kirche, er segne die Menschen, die in seiner Kirche wirken und arbeiten und er segne die Verantwortungsträgerinnen und –träger seiner Kirche, damit wir zu seiner Ehre und zum Wohl der uns anvertrauten Menschen unseren Dienst tun.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!